

Biblioteka Główna i OINT
Politechniki Wrocławskiej



100100212339

Erinnerungsblätter

□□□□□ zum □□□□□

hundertjährigen Jubiläum

der Universität Breslau

C

896

C 396
kl

~~Der Hauptbücherei~~
der Kgl. Technischen Hochschule zu Breslau
geschenkt von
Rektorat der Kgl. Universität
Breslau.
1912.

Archiwum

EX LIBRIS
EX
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ



Erinnerungsblätter

zum hundertjährigen Jubiläum
der Universität Breslau

im Auftrage von Rektor
und Senat herausgegeben

von

Ludwig Burgemeister, Richard Foerster
Heinrich Wendt und Johannes Ziekursch

Mit einem Anhang von 8 Bildern

1912. 1640.



Breslau 1911
Verlag von Wilh. Gottl. Korn

350918L/1.



Druck von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.



Breslau 1911
Verlag von Wilh. Gottl. Korn

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| 1. Breslau als Universitätsstadt. Von Stadtarchivar Prof. Dr. Heinrich Wendt | 5 |
| 2. Das Universitätsgebäude und die Matthiaskirche. Von dem Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler Schlesiens, Baurat Dr. Ludwig Burgemeister . | 21 |
| 3. Die Aula Leopoldina. Von Geheimen Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Richard Foerster . . | 28 |
| 4. Die Kunst des Barock im Musiksaale der Universität Breslau. Von demselben | 42 |
| 5. Universitätshaushalt, Lehrkörper und Studentenzahl. Von Privatdozent Prof. Dr. Johannes Ziekursch | 51 |

Bilderanhang:

Nordseite der Universität.

Südseite der Universität.

Aula Leopoldina.

Südseite der Aula Leopoldina.

Musiksaal.

Deckengemälde des Musiksaales.

Hof der Universität.

Inneres der Matthiaskirche.

Breslau als Universitätsstadt.

Von Heinrich Wendt.

Unser geistiges Leben ist dem wirtschaftlichen und politischen in der Entwicklung der Freizügigkeit weit vorausgeeilt. Die Wissenschaft und ihre Pflegestätten, die Universitäten, waren schon in den trübsten Zeiten staatlicher Zersplitterung Gesamtbesitz unseres Volkes, Sammelpunkt für die Söhne aller deutschen Stämme. Leicht gewinnt für uns heute das Wort: Provinzialuniversität, Landesuniversität einen Beigeschmack von rückständigem Sondergeiste, überlebter geistiger Inzucht. Trotzdem können und sollen sich unsere Universitäten dem Einflusse des Bodens, auf dem sie erwachsen sind, nicht ganz entziehen. Unbeschadet der Verbindung der Universitäten mit dem großen Strome wissenschaftlicher Forschung hemmen oder fördern örtliche, landschaftliche, in der Natur und Geschichte ihrer Stadt und Provinz begründete Einflüsse ihre Entwicklung; sie führen auf besondere Forschungsaufgaben hin, stellen besondere Kräfte in den Dienst der Wissenschaft.

Deshalb ist bei dem Rückblicke auf das erste Jahrhundert der Breslauer Universität die Frage nach dieser ihrer örtlichen Bedingtheit wohl berechtigt. Wieweit erscheint unsere Universität durch die Eigenart der Stätte ihres Wirkens beeinflusst? Wie hat in Breslau die konfessionelle Mischung der Bevölkerung, die Stellung der Stadt als Vorposten des Deutschtums, als Brennpunkt eines stark entwickelten provinziellen Sonderlebens und als wirtschaftlicher Mittelpunkt Schlesiens, wie haben sonstige örtliche Besonderheiten auf die Entwicklung der Universität eingewirkt? Überall werden wir bei Beantwortung dieser Fragen, Einflüsse der Bodenständigkeit nachweisen können, nicht nur in mehr oder minder belanglosen Äußerlichkeiten, sondern auch in Dingen, die das innerste Wesen der Universität berühren.

Zeitgenössische und spätere Beurteiler der Breslauer Universitätsgründung haben es übereinstimmend als kühnes, unerhörtes Wagnis bezeichnet, daß man in Breslau den überlieferten Grundsatz konfessioneller Einheitlichkeit der Universitäten verletzte, daß man zwei so ungleichartige Bestandteile,

wie die reformierte Frankfurter und die Breslauer Jesuitenuniversität vereinigte und zwei theologische Fakultäten nebeneinander stellte. Vor allem mußte den aus konfessionell einheitlichen Gebieten stammenden fremden Gelehrten, wie Henrich Steffens, die Durchführbarkeit des Gedankens der „Simultan-Universität“ fraglich erscheinen. Aber auch in Schlesien selbst fehlte es nicht an zweifelnden Stimmen. Zwar in der für die Universitätsgründung so bedeutsamen Denkschrift des schlesischen Arztes Dr. Kausch, deren Kenntnis wir R. Förster¹⁾ verdanken, war die Zuversicht ausgesprochen, daß „bei der bekannten Toleranz der Schlesier“ zwei theologische Fakultäten „ruhig nebeneinander bestehen“ könnten. Andererseits bezeugt A. Kahlert²⁾, daß man „im Publikum“ über die Zweckmäßigkeit der Vereinigung der Viadrina mit der Leopoldina sehr geteilter Meinung war. Darin muß man jedenfalls Kausch beipflichten, daß für den ersten Versuch, in einer Universität Lehrende und Lernende beider Bekenntnisse mit voller Gleichberechtigung, zu friedlichem Nebeneinander zu vereinigen, Schlesien und Breslau der geschichtlich gegebene, günstigste Boden waren.

Hier hatten der Volkscharakter und die Abhängigkeit von katholischen Landesherrn dahin zusammengewirkt, daß die Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses mehr eine allmähliche „friedliche Durchdringung“, als einen gewaltsamen Umsturz darstellte. Solange wie möglich schonte man die Ordnungen und Obrigkeiten der alten Kirche, wahrte man den Schein ihrer Anerkennung. Selbst als am Anfange des 17. Jahrhunderts die Bevölkerung Schlesiens fast ganz evangelisch geworden war, war die äußere Organisation der katholischen Kirche trotz schwerer Einbußen in den Grundzügen noch unerschüttert. In Breslau standen der eifrig evangelischen Bürgergemeinde nach wie vor Bischof und Kapitel und die ihrer Bestimmung erhalten gebliebene große Mehrzahl der alten Klöster und Stifter gegenüber. Die Gegenreformation und in ihrem Gefolge der Dreißigjährige Krieg schlugen der Landeswohlfahrt schwere Wunden, ohne ihr Ziel, die Wiederherstellung der Glaubenseinheit, zu erreichen. Ihr Ergebnis für die Schlesier: das Gleichgewicht der Bekenntnisse und eine tiefwurzelnde Abneigung gegen Religionszwang und Glaubenshaß, konnte durch den Grundsatz des friederizianischen Staates, sich möglichst wenig in das Glaubensleben seiner Untertanen einzumischen,

¹⁾ Das Jahr 1807 und die Universität Breslau (Bresl. 1907) S. 11 f.

²⁾ Denkschrift zur Feier ihres 50 jährigen Bestehens herausg. v. d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur (Bresl. 1853) S. 15.

nur befestigt werden. Nur wirtschaftliche, nicht konfessionelle Gegensätze waren es, die in Breslau bei Einführung der Städteordnung die Vereinigung der bisher unter geistlicher Oberhoheit stehenden Vorstädte mit der Stadt erschwerten.

Auch im letzten Jahrhundert ist die geschichtlich tief begründete „Toleranz der Schlesier“ zwar nicht immer ungefährdet, aber doch im wesentlichen erhalten geblieben. Längst ist unsre Breslauer „Simultan-Universität“ nicht mehr die einzige Körperschaft, in der Geistliche und Laien beider Bekenntnisse vereint an Aufgaben des geistigen Lebens arbeiten. Selbstverwaltungskörperschaften, wie die Schuldeputationen der Städte, freie wissenschaftliche Vereinigungen, wie die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur und der Verein für Geschichte Schlesiens, suchen erfolgreich, geistigen Bedürfnissen beider Bekenntnisse zu dienen. Noch immer erscheinen fremden Beurteilern die konfessionellen Gegensätze Schlesiens verhältnismäßig milder als die des Westens. Aus härterem Holze geschnittene deutsche Landsleute finden sogar den Schlesier allzu geneigt, das „in dubiis libertas“ zu betonen, das „in necessariis unitas“ zurückzustellen. Liegt darin wirklich eine Schwäche des schlesischen Stammescharakters, so kann sie sicher nicht durch ängstliches Sichabschließen der Bekenntnisse behoben werden, sondern nur durch weiteres, entschlossenes Miteinanderarbeiten, durch stetes Messen und Erproben der Kräfte, kurz auf dem Wege und in dem Rahmen, die der wissenschaftlichen Forschung und dem Hochschulunterricht durch die Gründung der Universität Breslau gewiesen worden sind.

Nicht nur infolge ihres interkonfessionellen Charakters schien die neugegründete Breslauer Universität fremden Beurteilern wenig Gewähr für ihre Lebensfähigkeit zu bieten; auch ihre „abgeschlossene Lage“ in fernem „halbslavischem“ Grenzlande wirkte abschreckend und beunruhigend. Auch in dieser Hinsicht hat Steffens am schärfsten seine Zweifel, die er freilich später als Vorurteile bezeichnete, in oft zitierten Worten ausgesprochen. Aber dasselbe Schlesien, das, nach Steffens, „kaum ein wahres, lebendiges Glied des deutschen Reichs zu sein schien“³⁾, dasselbe Breslau, das noch zwanzig Jahre später auf Hoffmann von Fallersleben „gar nicht den Eindruck einer deutschen Stadt machte“⁴⁾, sie hatten seit sechs Jahrhunderten ihre deutsche Art, ihr deutsches Geistesleben kräftig gewahrt; ja sie hatten eine reiche Fülle deutscher Kultureinflüsse weithin auf den slavischen Osten ausgeströmt.

³⁾ Steffens, Was ich erlebte VII, 5.

⁴⁾ Hoffmann von Fallersleben, Werke VII, 194.

Schon in den Zeiten, als Breslau zum ersten Male eine Universität zu besitzen strebte, hatte der schlesische Humanist Bartel Stein dem Bewußtsein dieser Kulturmission Schlesiens und vor allem Breslaus kräftigen Ausdruck verliehen. Auf den Bahnen, die Breslaus mittelalterlicher Großhandelsverkehr wies, hatten sich deutsches Stadtrecht, deutscher Handels- und Handwerksbrauch, deutsche Geistesbildung in den östlichen Nachbargebieten ausgebreitet. Dem Händler folgte der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte. Breslaus evangelisches Kirchen- und Schulwesen war in den Zeiten, als noch die Gewinnung Polens und Ungarns für die evangelische Lehre erreichbar schien, als vorgeschobener Posten des deutschen Protestantismus von besonderer Bedeutung. Durch das Selbständigerwerden der slavischen Völker, schließlich auch durch die Trennung Schlesiens von der habsburgischen Monarchie waren die altgewohnten Verbindungen mit dem Osten in wirtschaftlicher, wie in geistiger Hinsicht wohl wesentlich eingeschränkt, aber durchaus nicht abgeschnitten worden. Es war eine keineswegs übertriebene Würdigung der immer noch bestehenden geistigen Fernwirkungen Breslaus auf die östlichen Nachbarländer, wenn ein Bericht der Breslauer Regierung vom 6. April 1811 die Hoffnung aussprach, daß die zu begründende Universität „auch von Bewohnern des Herzogtums Warschau und der angrenzenden österreichischen Gegenden stark besucht werden würde“⁵⁾.

So hat unsere Breslauer Universität durch den Boden, auf dem sie erwachsen ist, wie den besonderen Charakter einer Simultan-Universität, so auch einen bestimmten nationalpolitischen Einschlag, eine für ihr Wirken hochbedeutsame Mission im deutschslavischen Grenzgebiete erhalten. Die nur zu wechselvolle Entwicklung der polnischen Frage im allgemeinen und des Verhältnisses der preußischen Polen zu ihrem Staate im besonderen mußte die Breslauer Universität nachhaltig berühren. Von den Schauplätzen des modernen Kampfes um die Ostmark gehört Oberschlesien zu ihrem eigentlichen Wirkungskreise. Aber auch Posen und Westpreußen entsenden, trotz der Anziehungskraft von Berlin und Königsberg, erheblichen Zuzug. Die Beamtenschaft, Geistlichkeit, Lehrerschaft, Ärzteschaft jener Landesteile ist großenteils auf der Breslauer Universität vorgebildet. Aber auch über die Landesgrenze hinaus entsendet unsere Universität noch immer manchen Vertreter deutscher Wissenschaft nach Osten. Breslauer Forscher waren

⁵⁾ Röpell, Zur Geschichte der Stiftung der Kgl. Universität zu Breslau (Br. 1861) S. 12.

lange Zeit die berufensten Sachverständigen für Fragen der geschichtlichen Entwicklung und politischen Zustände des Ostens. Der Breslauer Geschichtsforscher Stenzel war in der Frankfurter Nationalversammlung Berichterstatte über das Verhältnis der Provinz Posen zum übrigen Deutschland. Röpells und Caros Erforschung der mittelalterlichen polnischen Geschichte war eine bahnbrechende Tat deutscher Wissenschaft auf einem bisher fast brachliegenden Felde.

Sieht sich auch in neuester Zeit die Breslauer Universität durch manche Maßregeln zur Hebung des geistigen Lebens der Ostmark in ihrer nationalpolitischen Wirksamkeit hier und da eingeschränkt, so kann und wird sie darum die nationale Vorpostenstellung, die ihr Schlesien und Breslaus Vergangenheit anweist, nun und nimmermehr verlieren. Sie wird stets an ihrem Teile daran mitarbeiten müssen, daß Schlesien ein „lebendiges Glied“ unseres Reichskörpers, des deutschen Volkstums ist und bleibt.

Wenn vor hundert Jahren fremde Beurteiler den inneren, kulturellen Zusammenhang Schlesiens mit dem übrigen Deutschland einigermaßen anzweifeln, so beruhte das doch nicht allein auf Vorurteil und Unkenntnis. Zum Teil entsprang es der zutreffenden Wahrnehmung eines übermäßig starken landschaftlichen Sondergeistes und Sonderlebens. Schlesiens Umgeschlossenheit von fremden Staatsgebieten und Nationalitäten, seine Entfernung von den Brennpunkten des deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens bewirkte, daß die Schlesier sich zunächst gegen das fremde Volkstum, mehr oder minder aber auch gegen ihre eigenen deutschen Volksgenossen abschlossen. Das Selbstbewußtsein, mit dem sich die Schlesier als Pioniere deutscher Kultur fühlten, steigerte sich zu ungesunder Überschätzung aller schlesischen Menschen und Dinge, zu provinzieller geistiger Inzucht. Der Heimatsinn wurde, wie Karl Weinhold⁶⁾ treffend sagt, „übertrieben bis zu dem Aberglauben, daß nur zwischen den Sudeten und der Posenschen Grenzlinie sich leben lasse.“ An den Schlesischen Provinzialblättern, diesem so schätzbaren literarischen Niederschlag des damaligen schlesischen Geisteslebens, tadelte Steffens⁷⁾ nicht mit Unrecht „die Beschäftigung mit den engsten provinziellen Verhältnissen, die alle Aufmerksamkeit zu fesseln schienen in einer Zeit, in welcher die großen, tragischen Schicksale Deutschlands jeden Gedanken und alle Tat in Anspruch nehmen mußten, ferner eine gewisse breite

⁶⁾ Rede bei der Feier des 80. Geburtstages Karl von Holteis (Bresl. 1878) S. 17.

⁷⁾ Was ich erlebte VII, 3.

Familienhaftigkeit, die sich in Denkmälern, d. h. Begräbnis-, Hochzeits-, Geburtstags- und Trauungsliedern, durch eine geschmacklose Sentimentalität verzerrt, nur zu sehr bemerkbar machte.“

Aus diesem selbstgenügsamen, provinziellen Stilleben wurden nun Schlesien und Breslau durch die neue Universität etwas unsanft, aber recht heilsam aufgerüttelt. Die Voraussage der Breslauer Regierung⁸⁾, „das Zusammensein vieler Gelehrten werde der dieser Provinz so oft, vielleicht mit zuviel Härte vorgeworfenen Geistes-Indolenz entgegenarbeiten,“ sollte sich bald erfüllen. „Mit der Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau,“ schreibt A. Kahlert⁹⁾, „gewann diese Stadt eine ganz andere geistige Physiognomie und, bei vielen in die Augen springenden Vorteilen, zunächst Stoff zur Reibung zwischen Altem und Neuem. Viele, die zu bequem oder auch schon zu alt waren, um dem Neuen Interesse abzugewinnen, sprachen von fremdem Dünkel gegenüber alter Gemütlichkeit. Diejenigen nur erkannten das Richtige, welche darauf drangen, daß man den Fremden vorurteilsfrei entgegenkomme und ihnen es erleichtere, sich in dem damals, wo Schnellpost und Eisenbahn noch nicht existierten, noch sehr abgeschlossenen Schlesien zu akklimatisieren.“

Den gegebenen Boden für die Überwindung des provinziellen Sondergeistes bot den fremden Gelehrten der Universität die „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur“. Im Jahre 1803 als „Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie in Schlesien“ mit einem ebenso fachlich wie landschaftlich beschränkten Wirkungskreise begründet, hatte sie sich 1808 erweitert zu „dem allgemeinen Institute einer Gesellschaft der Schlesier für ihr Vaterland, an welches alles Geistvolle, jedes treue, an Vaterland und Regierung fest hängende Herz sich anschließen“ sollte. Damit hatte die Gesellschaft die Grundzüge ihrer jetzigen Verfassung, die universale Richtung auf alle Wissenskreise und die Gliederung in Fachabteilungen, in Sektionen erhalten. Allerdings unter „Vaterland“ verstand man damals immer noch in erster Linie oder gar ausschließlich Schlesien. Aber ein wirklich universaler, in höherem Sinne gemeinnütziger Wissenschaftsbetrieb mußte von selbst den Blick über die Grenzen der engeren Heimat hinausführen.

Für diese Weiterentwicklung der Schlesischen Gesellschaft war es von größter Bedeutung, daß die durch die Universitäts-

⁸⁾ Röpell, Zur Geschichte der Gründung der Kgl. Universität S. 12.

⁹⁾ Denkschrift z. Feier d. 50 jährigen Bestehens d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. S. 16.

gründung nach Breslau geführten fremden Gelehrten in sie eintraten, ja bald, im Zusammenwirken mit den leistungsfähigsten einheimischen Kräften, die Führung in ihr erlangten. Bald verschmolzen Universität und Schlesische Gesellschaft in ihren leitenden geistigen Kräften derartig mit einander, daß man innerhalb bestimmter Grenzen die Wirksamkeit beider einander gleichsetzen darf. Beiden Teilen brachte diese innige Durchdringung erhöhte Lebenskraft, volleren Erfolg. Die Schlesische Gesellschaft, der ihre Gründer anfangs eine vorwiegend praktische Tätigkeit, die Förderung des gewerblichen Lebens durch angewandte Wissenschaft zugeschrieben hatten, erhielt durch den Einfluß der Universität je länger je mehr einen überwiegend wissenschaftlichen Charakter. In lebendiger Verknüpfung mit dem Großen, Ganzen der wissenschaftlichen Forschung wurde die Gesellschaft allmählich über die Schranken des landschaftlichen Sondergeistes hinausgehoben. Die „provinziellen Grenzen in Schlesiens geistigem Leben“ verschwanden; an die Stelle eines selbstvergötternden, kleinlichen, ausschließenden Lokalpatriotismus trat allmählich eine maßvolle, gesunde Heimatsliebe, die dem verständnisvollen, hingebenden Anschlusse an das Ganze, das Allgemeine nicht hindernd entgegensteht, im Gegenteil: ihm als stützende Grundlage dient. Mit vollem Recht hat G. Kaufmann¹⁰⁾ beim Rückblick auf das hundertjährige Wirken der Schlesischen Gesellschaft die Bedeutung dieses von der Gesellschaft vertretenen und geförderten „Gemeingefühls“ der Schlesier kräftig betont: „Die Bedeutung dieses Gemeingefühls steigert sich in Zeiten, in denen der Kampf der politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Parteien schärfere Formen annimmt. In der gemeinsamen Arbeit für das Leben unseres trotz aller Gegensätze mit gleicher Liebe umgebenden Landes gewinnen die Bürger die Kraft und — was besonders wichtig ist — die unmittelbare Veranlassung, über dem, was sie trennt, nicht zu vergessen, was sie eint. In der fürsorgenden Liebe zur Heimat liegt eine der stärksten Wurzeln der Liebe zum Vaterlande.“

Indem die Universität, hauptsächlich auf dem Boden und im Rahmen der Schlesischen Gesellschaft, an der Überwindung, der Veredelung des provinziellen Sondergeistes arbeitete, hat sie viel gegeben, aber auch viel empfangen. Daraus, daß Schlesien ein so ausgeprägtes Eigenleben besaß, daß Breslau in hervorragendem Maße der wirtschaftliche und geistige Mittelpunkt Schlesiens war, hat die Universität weitreichende

¹⁰⁾ Geschichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (Breslau 1904) S. 10.

Förderung ihrer wissenschaftlichen Arbeit geschöpft. Die fremden Gelehrten erhielten dadurch einen stärkeren Antrieb, sich in Schlesien so recht eigentlich mit ihrer Forschungsarbeit zu akklimatisieren, ihre Arbeitsstoffe in der engeren Heimat, in der vielgestaltigen schlesischen Landesnatur zu suchen. Die Schlesische Gesellschaft mit ihren Sektionssitzungen und allgemeinen Versammlungen, mit ihrem über ganz Schlesien ausgebreiteten Netze korrespondierender Mitglieder, die um Belehrung baten, wissenschaftliche Beobachtungen und Sammlungen einsandten, war der Kanal, durch den die Universität Anregungen wissenschaftlichen Lebens ausströmte, doch in gleicher Weise auch empfang.

Die Schlesische Gesellschaft wirkte wesentlich dazu mit, daß die Gelehrten der Universität, darunter viele außerhalb Schlesiens geborene, in der Erforschung der schlesischen Landeskunde, Landesgeschichte und Volkskunde führend voranschritten und sich ihre Helfer am Werke heranbildeten. Karl von Raumer und H. Steffens durchforschten schon in den ersten Jahren ihrer Breslauer Amtstätigkeit die schlesischen Gebirge. Ferdinand Römers „Geologie von Oberschlesien“ schuf eine neue wissenschaftliche Grundlage für die Erschließung der oberschlesischen Bodenschätze. Unter Benutzung der Vorarbeiten von Boguslawskis und anderer entwarf Joh. Gottfried Galle mit sicherer Hand die Grundzüge der schlesischen Klimatologie. Was Heinrich Robert Göppert nicht nur selbst für die Erforschung der schlesischen Flora geleistet, sondern wie er seinen, meist dem Apothekerstande entnommenen Stab von Mitarbeitern in ganz Schlesien zu Beobachtungen und Arbeiten auf diesem und andern Gebieten der schlesischen Landeskunde geschult hat — das zu schildern war niemand berufener als Joseph Partsch¹¹⁾, der in seiner unendlich verdienstvollen Bibliographie der landes- und volkskundlichen Literatur und seiner Darstellung „Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk“ mit Meisterhand aus den Ergebnissen der modernen wissenschaftlichen Erforschung der schlesischen Landesnatur die Summe gezogen hat. Auf dem Gebiete der Landesgeschichte, die durch Schlesiens Weltlage in weitreichende, enge Verbindung mit der Geschichte der Nachbargebiete gesetzt wird, brachen Stenzel, Röpell, Grünhagen als Forscher und als Leiter des von der Schlesischen Gesellschaft abgezweigten Vereins für Geschichte Schlesiens die Bahn. Die Dialektforschung und die Volkskunde, der durch Schlesiens Nationali-

¹¹⁾ Geschichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterl. Kultur (Bresl. 1904) S. 24 f.

tätenmischung eine eigenartige Aufgabe gestellt wird, erweckten Weinhold, Vogt, Siebs, letztere zugleich als Leiter der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, zu frischem Leben.

Wenn auch in der Schlesischen Gesellschaft die Sektionen für Landwirtschaft und Gewerbekunde keine sehr große Wirksamkeit entfaltet haben und später durch Sondervereine abgelöst worden sind, so haben auf anderen Wegen die Bedürfnisse der blühenden schlesischen Landwirtschaft und die reichentwickelte Industrie besonders Oberschlesiens auf die Breslauer Universität eingewirkt. Zwar der Altmeister der deutschen wissenschaftlichen Landwirtschaftslehre, der Schlesier Julius Kühn, hat nach seinen von der Schlesischen Gesellschaft unterstützten wissenschaftlichen Erstlingsleistungen seinen Wirkungskreis außerhalb unserer Provinz gefunden. Aber dem von Kühn geleiteten Hallenser Institut ist seit 1881 das Landwirtschaftliche Institut der Universität Breslau als weithin wirkende Pflegestätte der Landwirtschaftslehre an die Seite getreten. Die Notwendigkeit einer Professur für Chemie wurde schon in dem von Süvern aufgestellten Organisationsplane für die neue Breslauer Universität begründet durch die Erwartung, daß „die Verbreitung richtiger Einsichten in diese Wissenschaft“ auf die schlesische Industrie großen Einfluß üben werde. Hand in Hand mit dem Aufschwunge der Industrie, die namentlich in den Bodenschätzen Oberschlesiens und den Erzeugnissen der Landwirtschaft die Wurzeln ihrer Kraft fand, sind seitdem die Anforderungen an den chemisch-technischen Unterricht der Universität fortgesetzt gestiegen, bis endlich die neueste Entwicklung der Technik und ihres Unterrichtswesens die Begründung einer selbständigen technischen Forschungs- und Unterrichtsstätte gebieterisch verlangte. Wie die Universität die nicht mühelose Erringung einer Technischen Hochschule für Breslau an ihrem Teile kräftig unterstützt hat, so bleibt sie künftig mit der jüngeren Schwesteranstalt durch gemeinsame Interessen und Berührungspunkte verbunden. Ein Teil der Einwirkung des schlesischen Wirtschaftslebens auf die wissenschaftliche Forschung ist allerdings nun von der Universität auf die Technische Hochschule übergegangen. Aber der Einfluß der Landesnatur auf die Universität ist innerlich zu tief begründet, um nicht auch in Zukunft in mannigfachen Formen lebenweckende Kraft auszuüben.

Ist uns bisher die Universitätsstadt Breslau vorwiegend in ihrer kaum je bestrittenen Stellung als Hauptstadt und Mittelpunkt Schlesiens entgegengetreten, so müssen wir nun auch ihrer sonstigen, durch Lage und geschichtliche Entwicklungsbedingungen örtlichen Besonderheiten gedenken, die auf die neu-

begründete Universität Einfluß gewannen, den aus anderen Landesteilen stammenden fremden Gelehrten in die Augen fielen. „Breslau,“ so schildert Steffens¹²⁾ seine ersten Eindrücke, „war zu der Zeit keineswegs in einer günstigen Lage. Der trockne Sommer hatte der Oder alles Wasser genommen, und in der dürren, ausgedorrtten Gegend lag Breslau, umgeben von seinen demolierten Wällen, so daß es fast den Eindruck einer zerstörten Stadt machen mußte. Innerhalb des engen Raumes einer Festung waren damals 60—70 000 Menschen zusammengedrängt. Dennoch imponierte die Stadt. Die hohen Häuser, die engen, düstern Straßen, die Warenlager, die auf einen großen, obgleich jetzt ruhenden Betrieb deuteten, erregten die Aufmerksamkeit; Kirchen und alte Gebäude legten Zeugnisse von einer bedeutenden Vergangenheit ab; die ganze Stadt sah einem alten, betagten Greise ähnlich, dessen durchfurchte Gesichtszüge auf ein schwer durchkämpftes Leben deuteten.“ Bei aller Anfechtbarkeit in Einzelheiten kennzeichnet die Schilderung von Steffens das eine Wesentliche durchaus zutreffend: die Stadt hatte damals eine der schwersten Krisen ihrer Geschichte zu durchleben; sie stand tatsächlich in vieler Hinsicht vor den Trümmern einer großen Vergangenheit, aus denen erst wieder neues Leben erblühen sollte.

Wie wurde einst das mittelalterliche Breslau getragen von einer unvergleichlichen Gunst der natürlichen Lage! Als Vermittlerin des Güteraustausches zwischen dem germanischen und romanischen Westen und Süden und dem slavischen Osten, als Mittelpunkt eines ganz Mittel- und Osteuropa umspannenden Verkehrskreises hatte die Stadt in ihrem Groß- und Fernhandel und den auf ihm beruhenden Gewerben scheinbar unerschöpfliche Quellen des Wohlstandes. Das Breslau des 15. und 16. Jahrhunderts galt kundigen Beurteilern als eine der größten und schönsten unter den deutschen Städten. Die wirtschaftliche Blüte schuf politische Macht. Gegen Ende des Mittelalters konnte die Stadt wagen, in den kirchlichen und nationalen Kämpfen des Ostens eine selbständige Politik zu treiben. Der Beginn der Reformationszeit sah sie fast unabhängig von der landesherrlichen Gewalt, strebend nach reichsstädtischer Freiheit und einem großen, ihr allein untertänigen Landgebiete. Wie mit dem wirtschaftlichen und politischen Aufschwunge auch das geistige Leben gedieh, das künden uns die mächtigen Kirchenbauten des Mittelalters, das prächtige Rathaus, alle die Denkmäler kirchlicher und weltlicher Kleinkunst, die zahllosen urkundlichen Zeugnisse über die Blüte des mittelalterlichen Schul-

¹²⁾ Was ich erlebte VII, 8 f.

wesens, über die Menge der frommen und wohltätigen Stiftungen, die Breslau zu einem wahren Eldorado für die fahrenden Schüler aus aller Herren Länder machten. Es war eine reiche, mächtige, selbstbewußte, bildungsfrohe Stadt, die im Jahre 1505 mit allen Mitteln die Gründung einer eigenen Universität zu erreichen suchte. Für das Scheitern dieses Versuchs fand die Stadt seit der Reformation Ersatz in der Begründung und Ausgestaltung ihres evangelischen Kirchenwesens, in der Fürsorge für ihr, nach zeitweiligem Verfall neu aufblühendes Schulwesen, in der opferwilligen Pflege der Künste und Wissenschaften durch ihr hochgebildetes, schönheitsfrohes Patriziat, das einen Thomas Rehdiger zu den Seinen zählte.

Gegenüber diesem Breslau des Mittelalters, der Reformation und der Renaissance bot die Stadt vor hundert Jahren ein ganz anderes, weniger glänzendes Bild. Wohl war das Breslau, in das die Universität einzog, mit fast 60 000 Seelen die einzige über 10 000 Einwohner zählende Großstadt Schlesiens, die zweitgrößte Stadt Preußens. Um die bis 1807 in Festungswerke eingeschnürte innere Stadt herum waren überall ausgedehnte Vorstädte erwachsen. Immer noch war Breslau eine bedeutende Handels- und Gewerbestadt. Aber was einst in den Zeiten größerer Handelsfreiheit eine seltene Gunst der natürlichen Lage gewesen war, bedeutete jetzt in den Zeiten des Merkantilismus, der alle Staaten zu abgeschlossenen, sich selbst genügenden Wirtschaftsgebieten zu machen strebte, ein schweres Hemmnis für ihr Wirken. Breslau sah sich seit der Trennung von Österreich und dem stärkeren Abschlusse Polens und Rußlands in seinem östlichen Handel überall durch Zollgrenzen, Ein- und Ausfuhrverbote behindert. Mit dem preußischen Staate konnte es nur durch eine schmale Landbrücke verkehren. Für das, was Breslaus Fern- und Großhandel durch die veränderte Weltstellung der Stadt eingebüßt hatte, bot die einheimische Tuch- und Leinenindustrie lange Zeit einen gewissen Ersatz, bis auf diesem Gebiete die napoleonischen Kriege schwer zu verwindende Einbußen brachten. Wohl verhieß die an die Katastrophe des Staates anschließende Reformzeit auch für Breslau die Entfesselung wirtschaftlicher Kräfte, neue Entwicklungsmöglichkeiten. Die von ihrem Festungsgürtel befreite innere Stadt wurde auf Grund der Städteordnung mit den Vorstädten vereinigt, das Gewerbe wurde von den Fesseln des alten Zunftwesens befreit. Aber die Zunftverfassung, in anderen Städten schon lange vor Einführung der Gewerbefreiheit vielfach durchbrochen, war gerade in Breslau noch so festgewurzelt und hatte so tiefgreifende Gegensätze zwischen Stadt und Vorstädten geschaffen, daß man hier die segensreiche Neuerung zunächst

als verderblichen Umsturz empfinden mußte, nur unter schweren Erschütterungen sich in das Neue allmählich eingewöhnen konnte.

Auch das geistige Leben zeigte, entsprechend der wirtschaftlichen Lage, Spuren von Stillstand und Stockung, trug den Stempel einer wenig befriedigenden Übergangszeit. Die Jesuitenuniversität, gegen den leidenschaftlichen Widerspruch der evangelischen Bürgerschaft Breslaus begründet, war ein Torso geblieben, in ihrer Wirksamkeit fast ganz auf die Katholiken beschränkt, für das geistige Leben der Stadt von geringer Bedeutung. Die Versuche, das evangelische höhere Schulwesen den Bedürfnissen der Zeit entsprechend umzugestalten, hatten wenig Erfolg gehabt. Die Schülerzahl des in eine Realschule verwandelten Magdalenäums war zeitweilig auf 90 zurückgegangen und hob sich erst wieder unter der Leitung Mansos, der allmählich in die Bahnen des alten Gymnasiums zurücklenkte. Naturwissenschaften und Heilkunde hatten einst in Breslau lebhaftere Pflege gefunden. Hier schuf Ende des 16. Jahrhunderts der Arzt Laurentius Scholz von Rosenau seinen weitberühmten botanischen Garten. Breslauer Ärzten verdankte die 1652 begründete „Leopoldino-Carolinische Akademie der Naturforscher“ eine wesentliche Erweiterung ihres Wirkungskreises, eine Anzahl ihrer wichtigsten Veröffentlichungen. Breslauer Mitglieder der Akademie veröffentlichten 1717—26 die vielbändige Sammlung der sogenannten „Breslauischen Observaciones“, in denen Berichte über die Witterungsverhältnisse, über Menschen- und Tierseuchen, über den Stand der Landwirtschaft, über neue Erfindungen, Entdeckungen und Literaturerscheinungen auf den Gebieten der Medizin und Naturwissenschaften geboten wurden. Vor hundert Jahren zählte Breslau wohl eine Anzahl tüchtiger Ärzte, von denen mehrere in den Lehrkörper der Universität eintraten. Aber die bestehenden medizinischen Lehranstalten, die anatomische und die Hebammen-Lehranstalt litten an Dürftigkeit der Mittel und Unzulänglichkeit der Räume. Ein 1803 geplanter Neubau scheiterte an dem Einspruche der Jesuitenuniversität, die zu seinen Gunsten in ihren Küchen- und sonstigen Wirtschaftsräumen — es bestand damals noch gemeinsame Verpflegung — beschränkt zu werden fürchtete¹³⁾.

Aus dem geschilderten unbefriedigenden Übergangszustande hat sich Breslau im Laufe des vergangenen Jahrhunderts mit rüstiger Kraft herausgearbeitet. Schrittweise die Nach-

¹³⁾ Förster, Das Jahr 1807 und die Universität Breslau (Br. 1907) S. 10.

wirkungen des Alten überwindend, den Anforderungen der Neuzeit sich anpassend, hat es in angespannter Arbeit seine jetzige Stellung unter den deutschen Großstädten erkämpft. Anfangs allerdings, in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, war die Fortentwicklung noch überaus langsam und stockend. Nach dem großartigen geistigen Aufschwunge und materiellen Kraftaufwande der Freiheitskriege, an dem Stadt und Universität so rühmlichen Anteil hatten, war eine gewisse Abspannung und Entkräftung eingetreten. Viele Kulturaufgaben der modernen Stadtgemeinde: die Fürsorge für das früher ganz der Privattätigkeit überlassene Volksschulwesen, eine wirksamere Armenpflege, die öffentliche Gesundheitspflege, die Fürsorge für Verschönerung der Stadt — alle diese Aufgaben wurden je länger je mehr in ihrer Bedeutung erkannt, aber aus Mangel an Mitteln oder aus technischem Unvermögen nur langsam und unzulänglich gefördert.

Die materielle Dürftigkeit, die sich im Wirtschaftsleben und in der Verwaltung der Stadtgemeinde aussprach — in gewissem Sinne nur ein Abbild allgemeiner, staatlicher Zustände — hat ein Gegenstück auch in den ersten Jahrzehnten der Universitätsgeschichte. Sie zeigte sich in der für moderne Ohren märchenhaft klingenden äußeren Unzulänglichkeit der akademischen Institute und Sammlungen. Man denke nur an die später als Universitätskarzer benutzten Räume des Physiologischen Instituts, des ältesten in Europa, in dem der geniale Purkinje forschte und lehrte¹⁴⁾. Sie zeigte sich aber auch in der lange Zeit überaus dürftigen materiellen Lage eines großen Teils der Breslauer Studentenschaft. Dem aus Halle kommenden Steffens¹⁵⁾ fiel es auf, daß an die „recht glänzenden Bälle“, zu denen die Hallenser Studentenschaft die Professoren und ihre Familien eingeladen hatte, in Breslau „bei der herrschenden Armut der Studierenden nicht zu denken war“. „Im Oktober 1833,“ so berichtet Hoffmann von Fallersleben¹⁶⁾, „kam ein neuer Professor zu uns, Adolf Friedrich Stenzler, Professor des Sanskrit. Alle Welt schrie: Sanskrit in Breslau! In Breslau, wo man nur Brotwissenschaft studiert, wo die Studenten so arm sind, daß sie nicht einmal ein Publikum belegen, weil sie 2½ Sgr. dann an die Krankenkasse entrichten müssen, wo zwei Studenten, wie man sich erzählt, nur ein Paar Stiefel haben.“ Auch in den amtlichen Quellen jener Zeit erscheint ein zahlreiches, unglaublich dürftiges Studentenproletariat, zu dessen

¹⁴⁾ Die Schlesische Gesellschaft für vaterländ. Kultur (Bresl. 1904) S. 15.

¹⁵⁾ Was ich erlebte VIII, 173.

¹⁶⁾ Werke VII, 194.

Vermehrung außer der allgemeinen ungünstigen Wirtschaftslage auch eine allzulaxe Stundungspraxis der Professoren beitrug¹⁷⁾.

Die Gleichartigkeit der Entwicklung zwischen Stadt und Universität läßt sich über die ersten knappen, müden Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen hinaus verfolgen. Als in den vierziger Jahren die Verbindung Schlesiens mit dem großen Wirtschaftsgebiete des Zollvereins und vor allem die Anfänge des Eisenbahnbaues Breslaus wirtschaftliche Lage besserten, sein Wachstum beschleunigten, kam gleichzeitig ein frischer Zug in die ganze Stadtverwaltung, eine lebhaft politische und soziale Bewegung in die Bürgerschaft. Neben Königsberg stand Breslau in erster Reihe bei dem Streben des Bürgertums nach Erweiterung der Volksrechte, nach Einführung einer Volksvertretung. Die gemeinsamen politischen Bestrebungen weckten ein bisher unbekanntes Gemeingefühl in allen Bevölkerungsschichten, ließen bisher herrschende Standesunterschiede zurücktreten. Im Leben der Universität äußerte sich der Einfluß der neuen Zeit dadurch, daß die wirtschaftliche Lage der Studentenschaft sich hob, daß die Universitätslehrer mehr als bisher Fühlung mit weiteren Kreisen der Bürgerschaft suchten. Außer der Tätigkeit in der Stadtverordnetenversammlung, in die 1842 der erste Universitätsprofessor eintrat, mußte die Wirksamkeit in Vereinen und in öffentlichen Vorträgen dazu dienen. Steffens hatte schon in den Anfängen seiner Breslauer Lehrtätigkeit in Vorträgen auf ein größeres Publikum zu wirken gesucht. Auch die Schlesische Gesellschaft war in ihren allgemeinen Versammlungen und in besonderen Vortragszyklen über die Kreise der Fachgelehrten hinausgegangen. Jetzt unternahm in den Jahren 1842—45 ein von Nees von Esenbeck, Stenzel und Kahlert geleiteter „Wissenschaftlicher Verein“, „dasjenige aus dem Bereiche der Wissenschaften, was von allgemein menschlichem Interesse, ohne Vorbildung für ein spezielles Fach, dem Verständnisse zugänglich gemacht werden kann“, einem „größeren Kreise gebildeter Zuhörer“ vorzuführen. Wie von den Strömungen des Vormärz, wurde von der in Breslau besonders lebhaften politischen Bewegung des Jahres 1848 auch die Universität ergriffen. Während sich ein großer Teil der Studentenschaft mit jugendlichem Feuer in den radikalen Klubs und in der Bürgerwehr betätigte, suchten die in den Parlamenten und in politischen Vereinen tätigen Professoren, an einem dauerhaften Ausbau des neuen konstitutionellen Staatswesens mitzuarbeiten.

¹⁷⁾ Freundliche Mitteilung von Dr. A. Kern.

Die seit den sechziger Jahren mit aller Kraft einsetzende letzte Phase des großstädtischen Wachstums Breslaus hat zweifellos die Entwicklung der Universität in vieler Hinsicht gestützt und gefördert. Je mehr die Stadtverwaltung unter weitblickender, tatkräftiger Leitung voll auf der Höhe ihrer rastlos wachsenden Aufgaben stand, um so mehr hat sie an ihrem Teil auch den Interessen der Universität zu dienen gewußt. Die Berührungen zwischen Stadt und Universität sind zwar weniger mannigfaltig und unmittelbar, seit die Verbindung der Universitätskliniken mit den städtischen Krankenhäusern aufgehört hat; trotzdem findet die Stadtverwaltung immer noch Gelegenheit, verständnisvollen Anteil für das Gedeihen der Universität zu betätigen. Nicht zu unterschätzen ist ferner der Resonanzboden, den das bewährte Bildungsstreben weiterer Bevölkerungskreise unserer modernen Großstadt für die gelehrte Forschung bietet. Die unendlich gesteigerte Vereinstätigkeit bringt die Universitätslehrer in fortgesetzte Berührung mit den akademisch gebildeten Vertretern anderer Berufe. Welche Bedeutung in dieser Hinsicht namentlich den medizinisch-naturwissenschaftlichen Sektionen der Schlesischen Gesellschaft heute noch zukommt, ist bei der hundertjährigen Jubelfeier der Gesellschaft mit Recht hervorgehoben worden. Wenn endlich gemeinsame Betätigung in der Kunstpflege sicher geeignet ist, zwischen den Vertretern der wissenschaftlichen Forschung und weiteren Kreisen der Gebildeten ein einigendes Band zu knüpfen, so darf daran erinnert werden, daß Breslau, wenn nicht als Pflegestätte der bildenden Kunst, so doch als Musikstadt sich über das großstädtische Durchschnittsmaß hinaus betätigt.

Andererseits muß eine Großstadt wie Breslau, die durch ihre natürlichen Daseinsbedingungen nicht gerade vor ihres Gleichen begünstigt erscheint, auf ihre Universität auch hemmende Einflüsse ausüben. Die allgemeine Gefahr einer Überflutung der Universitäten mit Hörern, denen an einer allgemeinen wissenschaftlichen Durchbildung weniger gelegen ist, als an der eng begrenzten praktischen Berufsbildung, muß hier verhältnismäßig stärker hervortreten. Ist die materielle Lage der Studenten, entsprechend der allgemeinen Steigerung des Wohlstandes, weit günstiger als früher, so werden doch auch heute noch nur zu viele durch materielle Sorgen und Nöte von dem eigentlichen Zwecke ihrer Studienzeit abgezogen. Das seit mehreren Jahren segensreich wirkende Studentenheim, das als bleibendes Gedächtnis der Jubelfeier in eigenen Räumen die Möglichkeit weit ausgedehnteren Wirkens erhalten soll, entspricht gerade in Breslau einem langgefühlten, dringenden

Bedürfnisse. Wohl hat auch in Breslau fröhliches Studentenleben und ein vielgestaltiges Verbindungswesen seine Blüten getrieben. Aber eine eigentliche Vergnügungs- und Luxusuniversität gleich ihren Schwestern an der Saale hellem Strande, am Neckar und am Rheine ist unser Breslau nie gewesen und wird es nie werden können.

In der zum 13. Deutschen Geographentage von 1901 verfaßten anziehenden Studie über Breslaus räumliche Entwicklung schrieb Aloys Schulte: „Breslau hat viele Kilometer Oderufer, aber es kennt merkwürdigerweise keinen Biergarten unmittelbar an der Oder. Bis vor kurzem standen an der Ecke der Dominsel vier Tische in der Veranda eines recht primitiven Wirtshauses. Mit ihm verschwand das letzte Breslauer Wirtshaus am Wasser. Die Breslauer Oder muß arbeiten; die Elbe von Dresden und Vater Rhein bei Köln sind daneben behagliche Rentiers.“ Durch diese, abgesehen von der äußersten Ostvorstadt, durchaus zutreffende Beobachtung wird vortrefflich veranschaulicht, wie unserer Stadt ernste, angespannte Arbeit, unerläßliche Vorbedingung zur Selbstbehauptung in hartem Wettbewerb, den Stempel aufgedrückt hat. Daß dies alles in allem auch für unsere Universität zutrifft, wird den vielen Geschlechtern ihrer früheren Schüler kein Hindernis, vielmehr ein verstärkter Antrieb sein, in festlicher Stunde der alten Alma Mater in Treue und Dankbarkeit zu gedenken.

Das Universitätsgebäude und die Matthiaskirche.

Von Ludwig Burgemeister.

In der ärmsten Zeit des Vaterlandes richtete man vor einem Jahrhundert die neue Universität in Breslau, die bei dem geistigen Aufschwung der Nation so segensvoll mitzuwirken berufen war, in dem stolzen Gebäude am Oderstromen ein, das sich einst die Jesuiten als Sitz ihrer Universität errichtet hatten. Für die neue Lehrstätte bedurfte man keines Prunkgebäudes, das ohnehin dem enthaltensamen Geiste der Zeit widerstrebt. Aber man nahm den Bau, der sich so bequem bot und überdies nach der Verwüstung in schlimmen Kriegszeiten nur noch ein Schatten seines früheren Glanzes war. Lange genug hat seitdem im Ernst stiller Arbeit der Bau ein bescheidenes Dasein geführt und erst in den letzten Jahrzehnten, als der zunehmende Wohlstand des Staates die Aufwendung größerer Mittel für Kunstpflege zuließ, konnte das Bauwerk als Phönix aus der Asche allmählich wieder zu seiner vollen Schönheit erstehen. So erfreut sich die Breslauer alma mater eines Wohnsitzes, dessen Glanz, über das wissenschaftliche Bedürfnis hinausgehend, auch der Phantasie reiche Nahrung gibt und aus dem Bereich der Alltäglichkeit zu der Höhe der Begeisterung erhebt, deren auch die Wissenschaft nicht entraten kann.

Die Gesellschaft Jesu war 1659 in den Besitz der kaiserlichen Burg gelangt, die auf der heute von der Matthiaskirche, dem Chemischen Institut und dem östlichen Teil der Universität bis zum Kaisertor eingenommenen Grundfläche lag. Der Rektor des Kollegiums, Pater Wolff von Lüdinghausen, richtete seine Pläne zunächst auf die Errichtung einer Kirche, um sich dadurch den von der Stadt angefochtenen Besitz der kaiserlichen Schenkung sicher zu stellen. 1689 wurde der Bau der Kirche nach Niederlegung der alten Burgteile an der Südostecke begonnen. Im zehnten Baujahre 1698 wurde das Werk zu Ende geführt und am Tage des Ordensstifters, 31. Juli, unter großem

Pomp geweiht. Aber noch war der Bau keineswegs vollendet. Die Innenausstattung fehlte noch fast gänzlich und wurde erst in den nächsten Jahren nachgeholt. Dann wurde bis 1706 in etwa zweijähriger Arbeit die Kirche durch Johann Michael Rottmayer von Rosenbrunn ausgemalt.

Die Ausführung der Kirche zum Namen-Jesu, jetzigen Matthiaskirche, bis zum Jahre 1706 bewegt sich in den strengen maßvollen Bahnen, die anfangs für die Bautätigkeit der Jesuiten eingehalten wurden. Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit wurde angestrebt, auch Großzügigkeit fehlte nicht. Dagegen wurde Prunk bis dahin als mit dem Ordensgelübde der Armut in Widerspruch stehend vermieden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber wich die Enthaltensamkeit und Bescheidenheit der *ecclesia militans* nach gewonnenem Siege dem stolzen Selbstbewußtsein der *ecclesia triumphans*. Im Sinne einer alles übertönenden Pracht entfaltet sich von 1722 ab an der Namen-Jesu-Kirche eine zweite Bauzeit. Es beginnt unter dem tatkräftigen Rektor Franz Wentzl die Tätigkeit des Jesuitenbruders Christoph Tausch, eines Schülers des bekannten Pozzo. Ihm verdankt das Innere der Kirche den bestrickenden Glanz. Er schuf den bedeutenden Hochaltar, führte die Innenarchitektur der kannelierten Säulen in Stuckmarmor aus und bekleidete die Wände mit Purpurtapeten. Weiterer Schmuck von Nebenaltären, Figuren und Leuchtern kam hinzu. Erst 1728 waren diese Arbeiten völlig abgeschlossen. Auch äußerlich wurde eine Verschönerung für nötig gehalten. Die ohne Turm entworfene Kirche erhielt 1726 einen zierlichen Dachreiter.

Wie es das Hauptziel des Barockstils ist, möglichst große Haupträume aus einem Stück zu schaffen, so charakterisiert sich die Namen-Jesu-Kirche als einschiffige weitgespannte Anlage. Die Nebenschiffe sind weggefallen und durch eine Kapellenreihe mit darüber liegender Empore ersetzt. So wird trotz der geringen Tiefe der Kapellen der Eindruck der Weiträumigkeit gewonnen. Von den sieben Jochen sind die beiden östlichsten als Chor zusammengezogen, das westliche Joch hat auf der Empore die Orgel aufgenommen. Die Breslauer Jesuitenkirche entspricht in ihrer Grundrißbildung genau dem Typus, der sich auf der Grundlage von Gesu in Rom im Bereiche der österreichischen Provinzen gebildet hatte. Er tritt am ausgesprochensten bei der Linzer Ignazkirche zutage und wirkt in Schlesien bei den katholischen Pfarrkirchen in Liegnitz und Brieg, wie auch bei der Kreuzkirche in Neisse nach. Wie oben nachgewiesen, hat Tausch dem Inneren seinen Stempel aufgedrückt. Aber der eigentliche Architekt des Baues ist nicht bekannt. Seine

Art läßt das akademische kühle Äußere erkennen. Das an allen vier Fronten durchgeführte System zeigt zwischen flachen bis zum Hauptgesims durchgehenden, doppelt vorgezogenen Pilastern mit korinthisierenden Kapitellen zwei Reihen einfach gebildeter rundbogiger Fenster. Im Inneren sind dem ersten Architekten die vornehmen Raumverhältnisse gutzuschreiben. Die Deckengemälde der Kirche von Rottmayer stehen an der Spitze der barocken Monumentalmalerei der ganzen Provinz. Sie gipfeln sämtlich in einer Verherrlichung des Namens Jesu. Den Höhepunkt der Darstellungen bildet das Mittelfeld, welches in einer Glorie die Anbetung des Namens Jesu durch die Heiligen des neuen Testaments darstellt. Das scheinbare Himmelsgewölbe wird umrandet von Gruppen, welche hinter einer Balustrade einen säulengetragenen Raum beleben. Die Figuren auf den vier Seiten vertreten die vier Weltteile, ein damals beliebter Gedanke. Wie das große Mittelbild durch eine räumliche Halle mit dem Architekturgerüst des Baues in Beziehung gebracht ist, treten auch die übrigen Einzelbilder durch architektonische Fassungen mit den Baugliedern in Verbindung. Der festliche Zug, der schon in Rottmayers Kunst hervortritt, wurde noch schärfer in Tausch betont. Aber auch was dieser hinzufügte an prunkendem Schmuck im Sinne eines rauschenden Jesuitenstils hat noch italienisches Gepräge.

Der Bau der Namen-Jesu-Kirche, der schon bei den Zeitgenossen gebührende Bewunderung fand, bildete die Einleitung jener gewaltigen Barockbautätigkeit, die sich damals in Breslau entfaltete. Es ist erstaunlich, schon allein vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, mit welch gewaltigen Mitteln damals die ganze katholische Kirche sich regte. Und nun war auch die Zeit gekommen, wo die Jesuiten ihre längst bestehenden Pläne für einen Neubau ihres Kollegiums ausführen konnten. Trotz aller Gegenbemühungen war es dem einflußreichen Pater Wolf schon 1702 gelungen, die Gründung einer Universität durchzusetzen. In Rektor Wentzl war jetzt der Mann erstanden, der nach Ausschmückung der Kirche auch der längst drückend empfundenen Beschränktheit der Räume in der ruinenhaften und verwinkelten Kaiserburg ein Ende machen sollte. Dem Neubau des Kollegien- und Schulgebäudes standen nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Die für den Neubau mit in Aussicht genommene Fläche des Sperlingsberges gehörte, mit Ausnahme des Stallgebäudes, gar nicht der Sozietät, sondern war seit undenklichen Zeiten mit kleinen Bürgerhäuschen besetzt, die sich an die Stadtmauer anlehnten. Das sehr spitzfindig nachgewiesene Besitzrecht wurde von der die Ausbreitungsversuche der Jesuiten eifersüchtig verfolgenden Bürger-

schaft lebhaft bekämpft. Weiter erregte die beabsichtigte Beseitigung des alten Kaisertores und Überbauung des Stadteinganges mit dem Schulanbau viele Bedenken. Aber der Tatkraft Wentzls, die in dem oft und deutlich bekundeten Willen des Kaisers ihre Stütze fand, gelang es, in einem Vergleiche vom 14. Mai 1728 alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Die Niederlegung der vorhandenen Baulichkeiten begann im Mai von Westen aus. Am 19. Mai fand der erste Spatenstich, am 6. Dezember die feierliche Grundsteinlegung statt. In den nächsten Jahren wurde der Bau von Westen her durchgeführt und allmählich unter Dach gebracht. 1731 war der Turm über dem Haupttreppenhaus (Sternwartenturm) schon bis fast zur Höhe des Daches gefördert, und der anschließende Bauteil bis zum Kaisertor war einige Stock angewachsen, als sich ein schwerer Bauunfall ereignete. Es brachen vier Pfeiler des Marianischen Oratoriums (jetzt Musiksaal) zusammen, und der ganze Gebäudeteil nahe der Haupttreppe stürzte ein. Danach mußte eine völlige Änderung der Gestaltung des Oratoriums vorgenommen und der früher dreischiffige Raum einschiffig angelegt werden, indem die nördliche Pfeilerreihe wegfiel und an Stelle der südlichen eine starke Wand trat. Inzwischen war der akademische Festsaal (Aula Leopoldina) größtenteils fertiggestellt und ausgemalt. In dem darüber gelegenen Komödiensaal (jetzt zu Hörsälen umgebaut) war die Ausmalung ebenfalls dem Ende nahe. Beide Säle konnten schon im nächsten Jahre, 1732, eingeweiht werden. Der bis zum Kaisertor reichende Bauteil wurde im folgenden Jahre sowohl im Äußeren als im Inneren der Hauptsache nach vollendet. Nunmehr wurde auch der vom Kaisertor nach Südosten verlaufende Flügel der kaiserlichen Burg niedergelegt und an dieser Stelle im Oktober der Kollegienbau begonnen, an den sich 1735 noch der Bauteil in der Verlängerung des Langflügels östlich vom Kaisertor in etwa 30 m Länge anreichte. Die alte Burg war jetzt größtenteils beseitigt. Beschwerden, die seitens der Stadt vorgebracht wurden, hielten den Bau nicht auf. Anfangs 1736 wurde der Rektor Wentzl abberufen, als dessen eigenstes Werk der Bau gelten konnte. Sein Nachfolger Johann Hildebrandt hatte in den nächsten Jahren die beiden Ostflügel zu vollenden. Allmählich wurden 1740 die meisten Räume bewohnbar. Rückständig waren noch zwei Bauteile, der Verbindungsbau zwischen dem Kollegium und der Kirche, sowie der geplante Turmbau über dem Kaisertor. Beide wurden vorläufig in unschöner Weise abgedeckt, denn es brachen weltgeschichtliche Ereignisse herein, die der Bautätigkeit ein Ende setzten.

König Friedrich von Preußen war im Dezember 1740 in Schlesien eingerückt, um nach Kaiser Karls VI. Tode seine Ansprüche auf Schlesien geltend zu machen. Das noch unvollendete Universitätsgebäude hatte nun alle Fährlichkeiten des Krieges zu bestehen. Kranke und verwundete Soldaten wurden in den Neubau gelegt. Die Jesuiten hatten alsbald den schmählich zugerichteten Bau instandzusetzen, fanden aber dann noch die Kraft die stattlich überwölbte Verbindungshalle am Südostflügel zwischen der Kirche und dem Kollegienbau fertigzustellen. Über dem Kaisertor sollte ein hoher Turm errichtet werden. Das Gebäude hatte bis dahin an dieser Stelle unfertig dagelegen. Jetzt gewann die schmerzliche Überzeugung Oberhand, daß man auf seine Ausführung verzichten müsse. Daher wurde das Dach durchlaufend zugedeckt. Die letzten Arbeiten zum Abschluß des bestehenden Gebäudes fielen in das Jahr 1743 und bezogen sich auf die Fertigstellung innerer Teile im Rahmen des bis dahin erreichten Umfanges.

Damit war der Universitätsbau abgeschlossen. Fünfzehn Jahre ist an ihm gebaut worden. Wie die Ausführungen der letzten Jahre schon flüchtig waren und den eingetretenen Geldmangel erkennen lassen, so machten die politischen Ereignisse die regelrechte Beendigung schließlich ganz unmöglich. Was dann die späteren Kriege dem Bauwerk an Unheil und Zerstörung zufügten, kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden. Nur soviel sei wiederholt, daß der prächtige Bau in ruinenhaftem Zustande ins 19. Jahrhundert eintrat und in der Not der Zeit nur in unzulänglichster Weise für die weiteren Zwecke hergerichtet werden konnte.

Der Neubau hatte zwei Zwecken zu dienen. Zunächst sollte er Versammlungs- und Schulräume, dann aber Wohn- und Wirtschaftsräume liefern. Schulbau und Kollegienbau sind daher zu trennen. Ersterer, die Repräsentationsräume umfassend, und in günstiger Zeit entstanden, prunkt in jesuitischem Glanze, letzterer zeigt mönchische Einfachheit und trägt die Spuren der Kriegsnöte. Der Schulbau erstreckt sich westlich von der Stockgasse bis zum Kaisertor. Etwa die Mitte desselben nimmt der mathematische Turm, jetzt Sernwarte, ein. Westlich von ihm liegt der dreigeschossige Saalflügel, östlich der viergeschossige Klassenflügel. Der Saalflügel enthielt im Erdgeschoß zwei große Klassen; im ersten Stockwerk liegt die Aula Leopoldina und über dieser befand sich das für Theateraufführungen bestimmte Auditorium comicum. Letzteres diente seit der Neubegründung der Universität als naturwissenschaftliche Sammlung und ist neuerdings zu Hörsälen ausgebaut worden. Der Treppenturm, der an den Saalflügel östlich

grenzt, enthält die dreiarmige Treppe. Im Treppenhaus und in den Fluren entfaltet sich anmutiges Bänderwerk auf den Gurtbogen und Zwickeln, wie in den Fensterischen. Zwei reiche Portale mit Kartuschenbekrönung und figürlichem Schmuck aus stucco lustro steigern die architektonische Wirkung. Die reiche Ausgestaltung findet ihren Abschluß in den Gemälden auf den Gewölben, den von Felix Anton Scheffler gemalten „Fürstentümern“. Der östliche Teil des Schulbaues, der Klassenflügel, enthielt im Erdgeschoß das größere Marianische Oratorium, jetzt Musiksaal; im ersten Stock lag das kleine Marianische Oratorium. Die übrigen Räume dienten zu Schulzwecken. Der Bauteil östlich vom Kaisertor, aus zwei sich gabelnden Flügeln bestehend, diente den Wohnbedürfnissen. Die Räume dieses Baues haben daher geringere Tiefe und sind schlicht ausgestattet. Nur die im Erdgeschoß des Südostflügels belegene, jetzt als Auditorium benutzte Apotheke ist reich mit Stuck und Malerei geschmückt. Das Risalit am Ostende lag bis 1896 in ruinenhaftem Zustande und wurde dann erst aufgebaut.

Das Äußere des Gebäudes hat bei verhältnismäßig einfacher Gliederung eine außerordentlich monumentale Wirkung. Das Erdgeschoß ist als Unterbau mit leichten bandartigen Schichten behandelt. Die Obergeschosse zeigen eine aufwärts gerichtete Bewegung, indem die drei Fenster jeder Achse, sich übereinander aufbauend, zusammengezogen sind. Die Westecke, der Sternwartenturm und das Kaisertor sind durch Risalite mit Pilastern betont, deren Kompositkapitelle ein Gebälk mit hohen geschwungenen Konsolen tragen. Die Fenster zeigen meist gerade Sturze, die im ersten und zweiten Stockwerk mit wechselnd geschwungenen Verdachungen abgedeckt sind. Der Bau ist jetzt unsymmetrisch und wird durch den Südostflügel in seiner Harmonie unleugbar beeinträchtigt. Aber man muß berücksichtigen, daß er ein Torso geblieben ist. Es wurde bereits erwähnt, daß über dem Kaisertor ein hoher Turm gedacht war. Er sollte das Mittelstück einer ganz symmetrischen Nordfront bilden. Beim Ostflügel, der nicht vollendet wurde, sollte sich also die Baumasse des Westflügels mit einem der jetzigen Sternwarte entsprechenden Turm wiederholen. Es war ein großartiger Baugedanke, dessen Durchführung leider durch die Geschicke versagt war.

Als Architekt des Universitätsbaues ist jetzt der Stadtbaumeister und Kammerbaumeister Christoph Hackner festgestellt, der auch das ehemalige Hatzfeldtsche Palais und die Hochbergsche Kapelle bei der Vinzenzkirche entworfen hat. Schon bei der Kirche der Jesuiten waren die beteiligten Künstler, soweit wir sie kennen, Deutsche; aber sie arbeiteten noch in

italienischem Geiste. Beim Universitätsgebäude sind nur noch deutsche Meister am Werke, und ihre deutsche Art im Sinne des in den österreichischen Erblanden entwickelten Barocks kommt klar zum Ausdruck. Auch die Stuckateure und Bildhauer Johann Schatzel, Johann Albrecht Siegwitz und Franz Joseph Mangold sind durchweg Deutsche. Und schließlich wurden auch zur Ausmalung deutsche Künstler herangezogen. Als Maler der Aula und des Musiksaals hat sich Johann Christoph Handtke bewährt. Die Treppenhausbilder Schefflers sind bereits erwähnt; und bei der Ausschmückung des Komödien- saales, wie einzelner Klassen hat der Jesuitenpater Johann Kuben als Maler gewirkt.

Der Universitätsbau mit der anstoßenden Kirche, die jetzt der Matthiasgemeinde überwiesen ist, bildet eine der vornehmsten Leistungen der durch die starke religiöse Aufrüttelung um die Wende des 18. Jahrhunderts in Schlesien entfachten Kunstbewegung. Es ist ein nicht zu unterschätzendes Stück Kultur, das sich hier an der äußersten Grenze Deutschlands entfaltet, selbstverständlich der allgemeinen Entwicklung der zeitlichen Kunst folgend, aber doch voll heimischer Eigenart.

Die Aula Leopoldina.*)

Von Richard Foerster.

Unsere heutige Kaiser-Geburtstagsfeier erhält ihren besonderen Charakter von ihrem Raume. Daß wir sie in der wiederhergestellten Aula begehen dürfen, danken wir nicht am wenigsten demjenigen, dem die Feier gilt. Wir gedenken jener Sonntagsstunde des 9. September 1906, in der unser königlicher Herr und in ihm zum ersten Male ein Deutscher Kaiser aus Hohenzollerns Stamm in diesem ehrwürdigen Raume weilte und nicht nur seiner Bewunderung, sondern auch seiner Geneigtheit zur würdigen Erneuerung dieser Schöpfung künstlerischen Geistes Worte lieh, ja selbst mit Ratschlägen für sie nicht zurückhielt. So ist in Erfüllung gegangen der Wunsch, welchem der Sprecher an dem gleichen Festtage vor zwölf Jahren namens der Universität Ausdruck gab, daß das Werk recht bald in seinem ursprünglichen Glanze wiederhergestellt werden möchte.

Nächst Seiner Majestät danken wir der hohen Staatsregierung, den jetzigen und den früheren Vertretern des Kultusministeriums und des Kuratoriums, der Bauverwaltung, aber auch den anderen Beteiligten, vor allem den Künstlern, daß sie einmütig mit Lust und Liebe alle Kräfte daran setzten, das Werk zum heutigen Tage zu vollenden, besonders dem Maler Herrn Josef Langer. Stellt unser Universitätsgebäude die Höhe der Kunst des Barock in Schlesien dar, so weist es in seiner Aula und seinem Musiksaale Festräume auf, mit denen sich die keiner anderen deutschen Universität messen können. So danken wir in dieser Stunde mit Worten, danken aber auch mit der Tat, wie sie einer Stätte wissenschaftlicher Arbeit ziemt. Wir stellen, was bisher nur unvollkommen geschehen, Aula und Musiksaal in den großen Zusammenhang der kunst-

*) Rede zur akademischen Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. am 27. Januar 1911, gehalten vom Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Richard Foerster, gedruckt in der „Schlesischen Zeitung“ 1911. Nr. 82 und 85, hier an einigen Stellen geändert.

geschichtlichen Entwicklung und gedenken besonders, was bisher noch nie geschehen ist, des Schöpfers der beiden Kunstwerke.

Wohl ergibt sich aus den alljährlich von den Leitern des Jesuitenkollegiums nach Rom gesandten Berichten, was in jedem der sechzehn Jahre von 1728 bis 1743 an dem Bau der scholae und des collegium geschehen ist, aber von den Namen der Künstler ist in ihnen nicht die Rede, selbst dann nicht, wenn eine Arbeit als von einem Angehörigen der Gesellschaft Jesu herrührend bezeichnet wird. Auch in beiden Sälen sucht man vergeblich nach der Spur eines Künstlernamens. Der Musiksaal entbehrt jeglicher derartiger Inschrift. An der Decke der Aula findet sich allerdings die Jahreszahl 1731 und an der blinden Tür der Eingangsseite die Zahl 1732 hinter den Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige C † M † B †. Auch weisen ein Ballen und ein Faß in dem Gemälde an der Rückwand des Sängerkhors, welches die Oderschiffahrt verherrlicht, Buchstabenligaturen auf, in denen sich, wie zu vermuten nahe liegt, die Anfangsbuchstaben der Namen des Künstlers verstecken; aber wer vermöchte sie ohne weiteres zu entziffern? Auch in den allerdings sehr spärlich vorhandenen Quittungen und sonstigen Urkunden ist der Künstlernamen nicht erhalten. Der erste, welcher über den Bau spricht, führt Klage darüber, daß so „viele bei Admodum Reverendis Patribus Societatis Jesu selbst nicht aufgezeichnet worden sei“.

Es war der gelehrte Arzt Doktor Johann Christian Kundmann in seinem 1741 in Breslau gedruckten Werke: „Academiae et Scholae Germaniae, praecipue Ducatus Silesiae, cum Bibliothecis, in Nummis. Oder: Die Hohen und Niedern Schulen Teutschlandes, insonderheit des Hertzogthums Schlesiens, mit ihren Bücher-Vorräthen, in Müntzen.“ Er war selbst in das Gebäude gegangen und hat auch den Namen des Malers, wenn auch nicht des Musiksaales, so doch der Aula und einiger Auditorien ausgekundschaftet. Auf seinem Zeugnis allein konnte man bisher fußen. Da traf es sich schlecht, daß gerade die neueste Forschung vielfach gewichtige Ursache gehabt hat, Kundmann der Unzuverlässigkeit zu zeihen. So war auch hier sein Zeugnis in Frage zu stellen. Da darf es als ein großer Glücksfall bezeichnet werden, daß das verfllossene Jahr, wie es den Namen des Baumeisters des Hauses — Hackner*) — gebracht, so auch den des Malers der Aula und des Musiksaales urkundlich festgestellt und Kundmann in diesem Falle ent-

*) L. Burgemeister, „Schles. Zeitung“ 1910 Nr. 916: „Breslaus größter Barockbaumeister.“

lastet hat. Er hat den Namen, wenn auch nicht ganz, so doch im wesentlichen richtig gehört und wiedergegeben.

Es verstand sich von selbst, daß die Jesuiten alles daran setzten, sowohl die Aula, auch Auditorium Academicum genannt, den Raum für die akademischen Feierlichkeiten, insbesondere die Promotionen, als auch den Musiksaal, d. h. das Oratorium Marianum der Congregatio Latina Maior Beatae Virginis, in hervorragendem Maße künstlerisch auszugestalten, vor allem mit sinnvollem malerischen Schmuck zu versehen. Wer stand für diese Aufgabe zur Verfügung?

Der Stolz Schlesiens, der schlesische Apelles oder schlesische Rafael, obwohl weder von Geburt noch durch Schule Schlesier, aber über ein halbes Jahrhundert ausschließlich in Schlesien in kirchlicher Kunst tätig, Michael Willmann, hatte seine Augen schon am 26. August 1706 geschlossen; vier Tage darauf sein Sohn Michael Leopold Willmann und am 23. August 1712 sein Stiefsohn Lischka, beide dem Vater nicht ebenbürtig. Auch Rottmayer von Rosenbrunn, der die anstoßende Ordenskirche so wirkungsvoll ausgemalt hatte, war am 25. Oktober 1730 aus dem Leben geschieden; ein Jahr darauf (4. November 1731) Christoph Tausch, der dem Orden angehörige Maler-Architekt, dem die Kirche ihre innere Einrichtung und Ausschmückung verdankte. Kuben, ebenfalls Jesuit, wurde zwar für kleinere Arbeiten herangezogen, schien aber mit Recht jener Aufgabe nicht gewachsen. Kurze Zeit vorher war Felix Anton Scheffler nach Schlesien gekommen, um hier sein Glück zu machen, und hatte 1730 in Neisse die Decke der Peter-Pauls-Kirche gemalt. Auch ihm traute man nicht das hohe Kunstvermögen zu. Er wurde mit der Ausmalung des Vestibüls, der Treppen und Korridore abgefunden. Wohl aber erinnerte man sich eines Künstlers, der nicht lange vorher sich an einer ganz ähnlichen Aufgabe trefflich bewährt hatte, zwar nicht in Schlesien, wohl aber in dem mit diesem politisch wie religiös zusammengehörigen Mähren. Wahrscheinlich war es Wentzl, der Rektor des Kollegiums, der auf den ihm von seinem früheren dortigen Aufenthalte bekannten Künstler hinwies. Für Mähren war schon lange eine schaffensfreudige Zeit auf dem Gebiete sakraler Kunst angebrochen. Die großen Orden der Prämonstratenser, Augustiner-Chorherren und Jesuiten wetteiferten im Neu- und Umbau von Kirchen und kirchlichen Gebäuden. Die Kuppeln, Gewölbe und Decken wurden mit Gemälden überschüttet, anfangs von italienischen, bald auch von einheimischen Künstlern. So waren auch die Jesuiten in Olmütz 1717 an die Ausschmückung der Aula in ihrem fünf Jahre zuvor neugebauten Kollegium gegangen und hatten mit dieser Arbeit einen jungen

einheimischen Maler betraut. Es war Johann Christoph Handke, geboren den 18. Februar 1694 in Johnsdorf bei Römerstadt, der Sohn armer Leute. Er sollte das väterliche Handwerk eines Schuhmachers erlernen, war aber auch durch die Schläge des Vaters nicht dazu zu bewegen, weil er ein Maler werden wollte, obwohl er nie einen Maler gesehen hatte, ja nicht wußte, ob die Maler Menschen seien. So hatte er es endlich durchgesetzt, daß er 1708 in die Lehre zu Meister Langer in Freudenthal und nach deren Beendigung 1715 nach Olmütz kam. Es war ein erster Versuch, den die dortigen Jesuiten in der Aula mit ihm machten, und obwohl nur in Wasserfarben ausgeführt und nachmals von ihm selbst abfällig beurteilt, fiel er doch zur Zufriedenheit der Besteller aus und verschaffte ihm neue Aufträge in Olmütz, wie das Auditorium comicum, den Saal für die Lustspielaufführungen seitens der Jesuitenzöglinge (1725), das Refektorium und die Bibliothek im Kollegium (1726) und die Kapelle im Konviktsgebäude (1728), und, außerhalb von Olmütz, die Minoritenkirche in Troppau (1724) und die Marianische Kapelle in Mährisch-Neustadt (1730). Woher stammen diese hier zum ersten Male nur in einer Auswahl gebotenen Angaben sowohl über den äußeren Lebensgang als über die innersten Seelenstimmungen des Künstlers, wo wir bisher durch Kundmann nur den Schemen eines Künstlernamens hatten? Wie wunderbar! Als Handke im Jahre 1890 zum ersten Male eine eingehendere Würdigung zuteil wurde durch seinen Landsmann, den Kustos des Kaiser-Franz-Josef-Gewerbe-Museums in Olmütz, Professor Adolf Nowak, beklagte dieser, daß zu einer Biographie des Künstlers fast alle urkundlichen Daten fehlten. Er ahnte nicht das Vorhandensein einer vorzüglichen Quelle. So sehr war diese in völlige Vergessenheit geraten. — Es war im Jahre 1766. Handke fühlte, daß das Werk seines Lebens in der Hauptsache ausgerichtet sei. Er hatte mehr gemalt als irgend einer seiner Landsleute und auch durch die innere und äußere Beschaffenheit seiner Bilder alle übertroffen. Da setzte er sich hin und schrieb mit eigener Hand sein Leben, keineswegs sich bespiegelnd, sondern sich streng beurteilend, keineswegs mit Verachtung auf die übrige Welt herabblickend, sondern treuherzig und naiv, nicht verschweigend, in welchen Klöstern ihm die Arbeit durch die köstlichsten Bissen und edelsten Tropfen gewürzt worden sei. Er sah sein Leben in seinen Werken und verzeichnete — mit Hilfe seiner Rechnungsbücher — wie die Arbeiten Jahr für Jahr entstanden, in welcher Technik sie ausgeführt waren, wer die Gehilfen, wer die Besteller, welches die Preise waren. Was würde die Kunstgeschichte darum geben, wenn sie von einem der großen Meister einen solchen index

rerum a se gestarum besäße! In dieser von mir im vorigen Jahre aus der Verborgenheit hervorgezogenen Selbstbiographie*) finden sich nicht nur jene Bekenntnisse, sondern auch folgende Eintragung: „Anno 1732 bin ich auff Bresslau mit zwey Scolaren gereisset, bey den PP. Jesuiten in dem Neüen Gebew daß Auditorium in Fresco gemahlet, Accordirt 1200 rhein. Gulden. Ihro Hochwirden Herr P: Joannes Wentzl ware Rector Magnificus undt der Herr P: Hertzog war Cantzlern.“

„Anno 1733 Bin ich wiederumb auff Bresslau gereisset undt daß Marianische oratorium gemahlt. Ihro Hochwirden Herr P: Grim war damahls Praeses. Accordirt 600 rhein. Gulden.“**)

Völlig neu ist hier die Angabe, daß auch die Malerei des Musiksaales von ihm herrührt. Bisher fehlte jegliche Überlieferung über dessen Maler, und der außerordentlich schlechte Erhaltungszustand der Farben der Gemälde ließ auch nach der Wiederherstellung des Saales zu keinem bestimmten Urteil gelangen.

Handke stand in der Blüte seiner Jahre und war für die ihm hier gestellten Aufgaben wohl vorbereitet, ja in den Ideenkreis, der zur Darstellung gelangen sollte, völlig eingelebt, auch mit den Problemen, welche die malerische Ausschmückung der einzelnen Teile des Raumes bot, vertraut. Hatte sich doch auch in den Fresken der Bibliothek des Jesuitenkollegs von Olmütz die Durchführung des Gedankens, Huldigung der Künste und Wissenschaften an die Religion, bis in die Fensternischen hinein erstreckt. Und wie in der dortigen Aula, galt es hier einen dreiteiligen Raum zu schmücken: Apsis, Mittelfeld, Sängerkhor.

Die Apsis unserer Aula stellt dar: die Universität durch ihren Schutzpatron, den heiligen Leopold, und durch Engel dargebracht der Gnade der Jungfrau Maria, den Schutzheiligen Schlesiens, Johannes dem Täufer, Joseph, Hedwig, dem Stifter und dem Apostel des Jesuitenordens, den 200 Jahre zuvor heilig gesprochenen Ignatius von Loyola und Franciscus Xaverius. Im Mittelfelde thront gleichsam als Lenkerin der Universität die göttliche Weisheit, von welcher Erleuchtung empfangen die auf die vier Seiten verteilten Evangelisten, die großen Lehrer der Kirche, Hieronymus und Papst Leo der Große, Ambrosius und Augustinus, Gregor der Große, der heilige Aloysius, und die Schutzheiligen der theologischen und philosophischen Fakultät, Thomas von Aquino und Catharina von Alexandrien.

*) Sie erscheint im Druck in der Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zum Universitäts-Jubiläum.

***) Erhalten hat er nach den Litterae annuae 50 Gulden mehr.

Ihr dienen auch — die Verbindung mit den Wänden herstellend — die sieben freien Künste und fünf Vertreterinnen der anderen artes, welche im Gebäude eine Stätte gefunden haben, der Typographie, der Malerei, der Plastik, der Pharmazie und der Poesie. Von ihr empfangen auch Erleuchtung die großen Meister aller Weisheit und Kunst von Moses bis auf Sylveira herab, deren Brustbilder sich in Medaillons zwischen den Fensterwänden befinden, letztere nicht, wie die Decke, in wirklichem Fresko, sondern in fresco secco, wie es scheint von der Hand der Gehilfen gemalt. Über dem Sängerkhor schwebt die Weltweisheit in Gestalt einer Pallas vom Himmel herab, mit Genien, welche des Segens Fülle bringen der Silesia selbst, umgeben vom Oderstrom Viadrus und der Vratislavia, und ihren beiden höchsten Vertretungen, der Suprema Curia und der Camera, dem höchsten Gericht und der Oberverwaltung. Unter dem Sängerkhor sind Gruppen musizierender Engel wieder in fresco secco gemalt. Endlich befanden sich, wie in der Aula zu Olmütz, ebenfalls von Handke gemalt, im Mittelschiff oberhalb der Fakultätslogen die Ölbilder von Päpsten und Kaisern, welche sich um das Jesuitenkolleg verdient gemacht hatten, sowie des Bischofs von Breslau und des Ordensgenerals. Dazu kamen hier in der Apsis drei Statuen: nämlich in der Abschlußnische das Sitzbild des Stifters der Universität, Kaiser Leopolds I., und die Standbilder seiner beiden Söhne, Josephs I. und des regierenden Kaisers Carls VI., und in der Mitte der Brüstung des Chors die Büste des obersten Beamten der Provinz und kaiserlichen Kommissars, des Direktors des Oberamts und Präsidenten der Kammer, dessen Verdienste um die Universität in einer Inschrift mit riesigen Lettern gefeiert werden, des Grafen Hans Anton Schaffgotsch. Kein Wunder daher, wenn sich auch im einzelnen mehr als ein bemerkenswerter Anklang an die Olmützer Werke des Meisters findet, besonders — aus einem alsbald zu erwähnenden Grunde — an die Fronleichnamskapelle im Konviktsgebäude vom Jahre 1728. Dort ist es die nach der Besiegung der Mongolen von Jaroslaw von Sternberg gelobte Kirche, hier das Universitätsgebäude, welches die Erzengel der in den Wolken thronenden Maria darbringen. Hier wie dort stellt sich der Vorgang oberhalb einer reichen Architektur dar. Auch die Pallas der Weltweisheit ähnelt stark der Bellona des Olmützer Fresko*).

*) Ebenso ähnelt die Himmelfahrt der Maria im Musiksaale der gleichen von Handke unterhalb des Orgelchores in der Jesuitenkirche zu Olmütz gemalten, dort aber in zwei Szenen, Aufstieg und Ankunft, getheilten Darstellung. Vgl. S. 47.

Hier wie dort derselbe Schwung der rauschenden Gewänder. Hier wie dort die gleiche Malweise, die Bevorzugung lichter, luftiger, gleichsam durchsichtiger Gestalten, Vorliebe für blasse Gesichter, für blaue und grüne Farbentöne in den Fresken, für dunklere Farben in den Ölbildern. Hier wie dort Übergang von Malerei zur Plastik. Hier wie dort aber auch dieselbe technische Meisterschaft in der Behandlung der Perspektive und dasselbe dekorative Vermögen. Mag auch im einzelnen manches weniger befriedigen, der Anerkennung, daß alles zu einer harmonischen Gesamtwirkung zusammengestimmt sei, wird schwerlich jemand sich entziehen können. Handke war nicht nur der fruchtbarste und vielseitigste unter seinen Landsleuten, wenn auch im Fresko bedeutender als in der Ölmalerei, er hat sie auch an Leistungsfähigkeit in der Kunst, große Räume sinn- und wirkungsvoll zu schmücken, übertroffen. Und unter seinen Werken wiederum standen Aula und Musiksaal in der vordersten Reihe. Auch die Besteller waren zufrieden. Noch in demselben Jahre 1733 erhielt er den Auftrag, das Refektorium des Jesuitenkollegs in Glogau auszumalen. Und größere Arbeiten folgten. Vor allem durfte er nun — 1735 — auch die Aula im Olmützer Jesuitenkolleg in wirklichem Fresko neu malen. Die Augustinerchorherren in Sternberg übertrugen ihm die Ausmalung ihrer Refektorien und des Lusthauses im Garten des Stiftes, für welches in origineller Weise Szenen aus dem hohen Liede Salomonis gewählt wurden, die Prämonstratenser den Bibliotheks- und den Prälatensaal im Stifte Hradisch, und Kuppel, Oratorien, Kapelle, Refektorium in ihrer Sommerresidenz auf dem heiligen Berge, Graf Zirotin Schloß mit Kapellen in Ullersdorf. Manche der zuerst im Musiksaale angeschlagenen Töne ließ Handke in seinem größten Werke, der Liebfrauenkirche in Olmütz, wiederklingen. So war er ein vielbeschäftigter, viel begehrter Mann geworden. Und doch ist er bald in Vergessenheit gesunken. Es kam die Zeit, in der man so wenig Kenntnis von ihm besaß, daß man ihn zu einem Ordenspriester machte. Und die neueste Geschichte der Stadt Olmütz nennt nicht einmal Mähren als seine Heimat, läßt ihn in Schlesien geboren sein. Seine Grabstätte — in der Liebfrauenkirche zu Olmütz — ist nicht mehr erhalten, seine Familie in Olmütz ausgestorben. Erst in neuester Zeit hat man daselbst angefangen sich wieder auf ihn zu besinnen. Eine in der ersten Entwicklung begriffene Straße ist nach ihm genannt worden.

Vor allem aber ist seinen Werken in der Heimat vom Schicksal aufs übelste mitgespielt worden. Sie sind zum größten Teile zugrunde gegangen.

Handke hatte seine Augen noch nicht lange, am 28. Dezember 1774, geschlossen, als mit dem neuen Herrn, Joseph II., ein neuer Geist aufkam. Die Orden wurden aufgehoben, ihre Bauten in Kasernen und Spitäler verwandelt. Und wenn dieser Geist auch auf kurze Zeit wich, er kehrte wieder in der Gestalt der Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit. Welches Schicksal erwartete die Werke Handkes, als Olmütz in eines der stärksten Bollwerke und Waffenplätze umgewandelt wurde? Die Fresken des Jesuitenkollegs wurden mit einer dicken Kalkschicht übertüncht, nur die der Fronleichnamskapelle im Konvikt blieben erhalten, aber in welchem Zustande? Die Kapelle, ein Prachtstück aller bildenden Künste, heute völlig außer Gebrauch und mit mehreren Schlössern versehen, bietet das Bild starker Baufähigkeit und völliger Verwahrlosung, sie seufzt nach Wiederherstellung. Von den Bildern der Aula sind nur die Porträts der Wohltäter in einem Saale des heutigen Gymnasiums erhalten. Übertüncht sind die Bilder der Stiegen und des Refektoriums in Sternberg. Die Bibliothek in Hradisch, an deren Decke Handke Kunst und Wissenschaft verherrlicht hatte, dient als Lazarett. Das Lusthaus in Sternberg, die Dreifaltigkeitskirche ebendasselbst, die Karthause in Olmütz sind dem Erdboden gleichgemacht worden. Dasselbe Schicksal traf 1838 die Liebfrauenkirche in Olmütz, in deren alle Räume bedeckenden Fresken Handke von 1749 bis 1766 das Hauptwerk seines Lebens geschaffen hatte. Nicht ohne Bewegung liest man die Worte des Berichterstatters über den Vorgang: „Es haben sich zwar einige Kunstfreunde bemüht die Bilder abzulösen, allein es fehlten ihnen teils die erforderlichen Kenntnisse, teils die nötigen Werkzeuge; und so blieb auch dieser löbliche Versuch, einiges dem Untergange zu entreißen, fruchtlos. Man sah ganze Scharen dahin wallen, um sich mit stiller Wehmut die Bilder noch einmal zu betrachten, die in kurzem sich in Staub und Schutt verwandelten, und von denen nichts übrig blieb, als eine dunkle und traurige Erinnerung.“ Es ist so. Nur ein Engelskopf wurde gerettet.

Wer heute mit dem eigenhändigen Verzeichnis der Werke des Künstlers Olmütz und Umgegend durchwandert, muß zu dem beschämenden Geständnis kommen: die meisten und bedeutendsten seiner Werke sind untergegangen. Mit denen unserer Aula kann sich keines vergleichen, auch nicht die am besten erhaltenen in der Jesuitenkirche und im Dom von Olmütz und in der Marienkapelle auf dem Heiligen Berge. Leider können wir den Musiksaal nicht im vollen Sinne mit einschließen, weil die Farben der Gemälde durch den Ruß, in Zeiten des Krieges auch durch anderes, zu sehr gelitten haben. Vor der

Aula hat zum Glück auch die Kriegsnot fast ganz Halt gemacht. Hier war daher, wie auch Seine Majestät der Kaiser bei der Besichtigung sofort erkannte, nicht ein starkes Eingreifen, sondern eine zarte Hand am Platze, um ihren ursprünglichen Zustand möglichst wiederherzustellen. Und diese Aufgabe darf im wesentlichen als gelöst gelten.

Das Bild freilich, welches die Aula bei ihrer ersten Einweihung am 19. August 1732 darbot, in jedem Betracht wiederzugewinnen, hätte nicht einmal als Ideal aufgestellt werden dürfen. Dagegen hätte die Richterin über alles, die Geschichte, Einspruch erhoben. Sie hat zu tief auch in der Aula ihre Spuren eingegraben, aus ihr auch eine Schatzkammer historischer Erinnerungen und patriotischer Empfindungen gemacht.

Schon neun Jahre später, am 7. November 1741, huldigten die Fürsten und Städte Niederschlesiens im Fürstensaale unseres Rathauses dem jugendlichen Könige von Preußen. Am Tage vorher hatte er die Privilegien der Universität bestätigt, und sie beteiligte sich mit einer prächtigen bis ans Dach der Kirche reichenden, mit sinnreichen Emblemen verzierten Ehrenpforte an der allgemeinen Illumination der Stadt. Aber — wer wird sich wundern? — die neue Ordnung der Dinge war doch recht wenig nach ihrem Sinn. Die öffentlichen Behörden, das Zoll-, Münz-, Post- und Salzamt, hatten ohne weiteres die kaiserlichen Doppeladler von ihren Gebäuden entfernt und durch den preußischen ersetzt. Die Universität sträubte sich dagegen. Es bedurfte eines besonderen Befehls des Königs, daß das Gleiche am Universitätsgebäude geschah. Nur im Inneren, mithin auch an den gemalten Verzierungen der Decke der Aula, sowie am Zepter durfte der Doppeladler bleiben. Auch für das Bildnis des neuen Herrn mußte ein Platz in der Aula geschaffen werden. Aber wo? Acht Bildnisse von Männern, welche sich um die Universität oder den Orden Verdienste erworben hatten, schmückten die Wände. Es sind die acht Rundbilder, welche mit ihren prächtigen Raltmen passend in die Architektur eingefügt sich an bevorzugter Stelle an den vorspringenden Pfeilern über den Fakultätslogen befinden: die Bildnisse zweier Päpste: Urbans VIII., unter dessen Pontifikat der Orden 1638 seine erste Residenz in Breslau errichtet hatte, und Clemens' XII., unter dem das Gebäude aufgeführt und die Aula eingeweiht worden war; sodann die Bildnisse von vier gekrönten Häuptern: Ferdinands I., welcher zuerst dem Orden Aufnahme in Habsburgs Landen gewährt hatte, Rudolfs II., unter dem die Jesuiten zuerst eine Missionstätigkeit in Breslau entfaltet hatten, Ferdinands III., des Vaters Leopolds I., unter dessen Regierung 1646 die Residenz zu einem Kollegium erhoben worden war, sodann Franz' von

Lothringen, des von Karl VI. zum Eidam und Thronerben ausersehenen Herzogs von Lothringen; endlich die Bildnisse zweier geistlicher Häupter, des Bischofs von Breslau und des Generals des Ordens. Ein neuntes Bild ließ sich nach der Architektur des Saales nicht anbringen. So kam man auf den Ausweg eines der acht Rundbilder zu entfernen und durch das des Königs Friedrich zu ersetzen; naturgemäß eines der Bildnisse der gekrönten Häupter. Aber welches? Das nächstliegende war das von Franz. War er doch noch nicht einmal Kaiser — seine Wahl erfolgte erst am 13. September 1745 — sondern nur Herzog von Lothringen. Aber einst Friedrichs Freund, doch seit der Vermählung mit Maria Theresia sein unversöhnlicher Gegner, mit seinen Gedanken stets auf eine — sei es auch mit Frankreichs Hilfe zu verwirklichende — Wiedergewinnung der schönen Silesia gerichtet, schien er auch im Bilde den alten Freunden der Austria in Schlesien die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge zu nähren und zu beleben. Auch die beiden Ferdinande wollte man nicht missen: sie hatten sich zu große Verdienste um den Orden erworben. So traf die Reihe Rudolf II. Zwar war er ein Freund der Gelehrten und Künstler, ja selbst ein Gelehrter und Künstler gewesen, aber in Menschenscheu, zuletzt in geistige Nacht versunken, war er bei lebendigem Leibe ein toter Mann geworden. Wie im Leben, so dankte er nun auch im Bilde ab. So kam es, daß auch im Bilde einander gegenüber stehen der Lothringer und der Held von Mollwitz.

Bald traten andere Ereignisse ein, die ihre Spuren in den Rundbildern zurückließen. Am wenigsten bedeutungsvoll war der am 28. September 1747 erfolgte Tod des Inhabers des Bischofstuhles von Breslau, des Kardinals Philipp Ludwig Graf von Sinzendorff. Schon in den letzten Lebensjahren war er nur wenig hervorgetreten. Die Nachfolge im Amte wie im Bilde erhielt Philipp Gotthard Graf Schaffgotsch, der Sohn des Oberamtsdirektors, dessen Büste sich am Chor befindet. Den Vater hatte Friedrich ungnädig behandelt, den Sohn überschüttete er mit Gunstbezeugungen. Friedrich hatte er die Erhebung in den Fürstenstand, die Erhebung auf den Bischofsstuhl zu danken. Um so tiefer war der Schmerz des Königs über die Untreue seines Günstlings. Nicht bestand er die große Prüfung des Jahres 1757. An jenem 5. Dezember, an dem Prinz Carl von Lothringen, der Bruder des unkriegerischen Franz, Friedrich bei Leuthen gegenüberstand, verließ er, einer Weisung Maria Theresias folgend, seinen Bischofsstuhl und begab sich in den österreichischen Teil seiner Diözese. Er hat unsere Stadt nicht wiedergesehen. Auch im Bilde ist er beseitigt

worden. Nur die halb erloschene, jetzt überdeckte Inschrift (Philippus Godhardus Princeps de Schaffgotsch episcopus Wratisla.) hält die Erinnerung an ihn fest.

Bald nach der Entscheidungsschlacht von Leuthen kam aber auch die Zeit, daß man sich eines Mannes erinnerte, der sich die größten Verdienste um die Errichtung des Gebäudes erworben hatte, des Rektors des Jesuitenkollegs Franz Wentzl. Ihm war die gewaltige Aufgabe zugefallen, den ganzen Bau durchzuführen, alle die schwierigen Verhandlungen mit dem Oberamte, der Stadt, den Bauleuten zu führen. Zu diesem Zwecke hatte er elf Jahre nacheinander, von 1726 bis 1736, nach dem Willen seiner Oberen die schwere Bürde des Rektorates getragen. Erst als der Bau im wesentlichen vollendet und in Gebrauch genommen war, wurde er — am 15. April 1736 — als Provinzial nach Prag abberufen. Hier starb er am 4. April 1757. Sein Tod rief die Erinnerung an diese seine Verdienste wach. Man ließ sein Bildnis für die Aula malen. Thomas Schöllner fec. anno 1758 lautet die erst bei der Restaurierung zutage getretene Inschrift des Bildes. Zielbewußt und wohlgemut schaut der schwarzäugige Pater aus dem Bilde, dessen Hintergrund das Innere der Universitätskirche bildet, und weist mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf sein Hauptwerk, den Plan des Universitätsgebäudes. Ob das Bildnis zunächst an die Stelle dessen von Schaffgotsch kam und erst später seinen jetzigen Platz neben der Rektorloge erhielt, muß vorläufig noch unentschieden bleiben. Sicher ist, daß auch das Bild des einen der beiden Päpste, und zwar dessen, unter dem die Aula eingeweiht worden war, Clemens XII. weichen mußte. Vielleicht erst unter der Macht ganz neuer Verhältnisse.

König Friedrich behielt wie die wirtschaftliche Förderung so auch die geistige Hebung Schlesiens, das ihm erst die Kräfte zu europäischer Machtstellung verlieh, unablässig im Auge. Wenn er der Universität versprochen hatte, sie in ihren Rechten zu erhalten, soweit diese mit der allgemeinen Wohlfahrt des Herzogtums verträglich seien, so hat er auch hierin sein königliches Wort gehalten. Ja, als Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden 1773 aufhob, bot Friedrich der Welt das Schauspiel eines protestantischen Schützers des Ordens, wahrlich nicht aus Sympathie für ihn, sondern lediglich aus der Rücksicht auf das Beste des Staatsganzen. Es standen keine anderen Kräfte zur Erziehung des katholischen Klerus in Schlesien zur Verfügung. Aber der König verlangte und erlangte auch eine recht wesentliche Reform der Einrichtungen. Das „Reglement für die Universität Breslau vom 11. Dezember 1774“ und die „Instruktion für die Priester des Schulinstituts vom

26. August 1776“ beseitigten sowohl die Aufsicht des Ordensobern über die Universität als auch den Anspruch des Bischofs auf dieses Recht und unterstellten die Universität wie das gesamte Schulwesen des Ordens in Schlesien und der Grafschaft Glatz einer Schulkommission, an deren Spitze ein vom König ernannter Kurator stand und als dessen technisches Organ ein Direktor fungierte, welcher zwar dem Orden entnommen wurde, aber vor allem ein tüchtiger Pädagoge sein sollte. Der an der Durchführung dieser Reform meist beteiligte Mann war der schlesische Justizminister Graf Carmer. Als er 1780 als Großkanzler nach Berlin berufen wurde, empfand man es, wie es heißt, „um seine Verdienste in dankbarem Andenken zu erhalten“ mit Recht als Pflicht auch sein Bildnis in der Aula aufzuhängen. Hatte man ihn im Scherz den neuen Ordensgeneral genannt, so war auch für sein Bildnis der Platz gegeben. Das des vormaligen Jesuitengenerals Pater Retz mußte weichen.

Auch nach der Aufhebung der letzten Ordensniederlassungen unter Friedrich Wilhelm II. verblieb die Universität tatsächlich noch den Jesuiten, obwohl die Patres sich „Priester des königlichen Schulinstituts“ nennen und das Gewand des Ordens mit dem der Priester vertauschen mußten. Verblieben war der jesuitische Geist, die Beschränkung auf Theologie und die propädeutischen Fächer, die Lehrmethode. Aber das achtzehnte Jahrhundert konnte nicht zu Ende gehen ohne die Erkenntnis, daß keine jener Beschränkungen den Forderungen der Zeit entsprach. In einem unter dem 9. März 1799 an Friedrich Wilhelm III. erstatteten Berichte sprach der Nachfolger Carmers, der Minister für Schlesien, Graf Hoym, die Notwendigkeit aus, die noch bestehende klösterliche Verbindung der Mitglieder des Schulinstituts ganz aufzuheben, die Lehrstellen auch geschickten Weltgeistlichen zu übertragen, das Vermögen des Schulinstituts für einen königlichen Schulfonds zu erklären, für das pädagogische Fach einen weltlichen Direktor einzusetzen, auch für die Rechts- und Arzneiwissenschaft je zwei Professores katholischer Religion anzustellen, mit einem Worte, „den exjesuitischen esprit de corps auszutreiben.“ Der König stellte sich entschlossen auf die Seite des Ministers. Zwar kam es nicht zur Anstellung von juristischen und medizinischen Professoren, aber im übrigen wurde das auf den Vorschlägen des Ministers beruhende Schulreglement unter dem 26. Juli 1800 bestätigt. Die Korporation der Priester des königlichen Schulinstituts wurde aufgehoben, die Professoren wurden wie die Lehrer der Gymnasien Staatsdiener, die Lehrstellen auch katholischen Laien zugänglich gemacht, das gesamte Schulwesen Schlesiens einer eigenen, vom Minister

für Schlesien geleiteten Behörde unterstellt. Als die Universität am 18. August 1803 in dieser Aula, aber unter Verhältnissen, welche von denen der Gründung gewaltig abstachen, die Feier ihres hundertjährigen Bestehens beging, beschloß sie auch die Aufstellung eines Bildnisses ihres zweiten Kurators und Reformators, des Grafen Hoym. Für dieses, von Thilo gemalt, war der allein passende Platz gegenüber dem Carmers. Das Schulreglement vom 26. Juli 1800 liegt auf dem Tische, an welchem er sitzt. So war der gegenwärtige Zyklus der acht Rundbilder erreicht.

Aber auch die letzte Reform war nicht durchgreifend gewesen. Die Universität blieb eine Art Oberklasse des Gymnasiums, behielt ihre schulmäßige Organisation und Disziplin, Rechts- und Heilkunde entbehrten jeglicher Vertretung. Die Anstalt fristete ein kümmerliches Dasein. Und dies in Schlesien, das schon seit den Tagen, da die Hörer der deutschen Nation der Universität Prag den Rücken kehrten, noch mächtiger seit dem Anbruch des neuen Zeitalters im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von stärkster Sehnsucht nach einer vollen Universität erfüllt war. Erst die Not der Zeit sollte sie stillen. Friedrich Wilhelm III. hat sein inhaltsschweres Wort „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat“ in königlicher Weise in die Tat umgesetzt. Noch lag Preußen gedemütigt und der Hälfte seiner Länder beraubt am Boden, da erhielt nicht nur die Hauptstadt des Staates, sondern auch die Hauptstadt Schlesiens eine volle Universität. Und indem die erste von einem Hohenzollern gegründete Universität, die Viadrina reformierter Konfession, Frankfurt nach Breslau verlegt und mit der Jesuitengründung Leopoldina verbunden wurde, erhielt zum ersten Male der Gedanke, daß die Wissenschaft und das Vaterland über der Konfession stehen, sieghaften Ausdruck. In der Lehr- und Lernfreiheit ward der neuen, alle Fakultäten umfassenden Anstalt die köstlichste Mitgift zuteil. Das Vertrauen Deutschlands auf Preußens geistigen Beruf war hergestellt. Auf dem goldenen Medaillon, welches der König dem Rektor als Amtsinsigne verlieh, nennt er sich *Universitatis Litterarum Stator*. Wahrlich, er hatte sich ein Recht darauf erworben, daß die Universität sein von ihm erbetenes ehernes Brustbild an bevorzugter Stelle in der Apsis der Aula aufstellte (1834).

Heut grüßen uns von derselben Stelle zum ersten Male zwei andere plastische Bildwerke, welche die Universität von der Huld Seiner Majestät und von der Munifizenz des Herrn Ministers erbat und erhielt, die Brustbilder des Sohnes und des Urenkels des Stifters der jetzigen Universität.

Es war nicht die Rücksicht darauf, daß auch dem Sitzbilde Kaiser Leopolds die Standbilder seiner beiden Söhne und Nachfolger an der Krone beigesellt waren. Ausschlaggebend für die Wahl des Sohnes war auch nicht der historische Gesichtspunkt, daß Wilhelm I. König von Preußen war, als die Universität ihr fünfzigjähriges Jubiläum beging. Wir wählten ihn, und könnten es nicht lassen, davon in dieser Stunde zu reden, auch wenn wir nicht von der vierzigjährigen Erinnerung an den 18. Januar 1871 herkämen, wir wählten ihn, weil er nicht bloß Elsaß und Lothringen, welches jener Ferdinand III. und jener Franz von Lothringen an Frankreich abgetreten hatten, für Deutschland wiedergewonnen, sondern auch eine Jahrhunderte alte Sehnsucht, die noch mächtiger war als die Sehnsucht nach der vollen Universität, und nicht nur eine Sehnsucht der Schlesier, sondern aller deutschen Stämme war, die Sehnsucht nach dem Deutschen Reiche aufs herrlichste erfüllt hat.

Und von ihm zum Bildnis dessen, dem die heutige Feier gilt, der uns die höchste Majestät des Vaterlandes verkörpert, der das bei der Proklamation in Versailles für sich und seine Nachfolger an der Kaiserkrone ausgesprochene Gelöbniß des Großvaters zu dem seinen gemacht hat, das Gelöbniß, allzeit ein Mehrer des Reichs an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung sein zu wollen, zu ihm, dem Schirmherrn und Förderer von Wissenschaft und Kunst! Auch wir grüßen ihn im Bilde ehrfurchtsvollen Dankes voll mit dem Gelöbniß, auch unsererseits mit allen Kräften beitragen zu wollen zur geistigen Größe Preußens und Deutschlands und so zum Wohle der Menschheit, die Wissenschaft zu lehren und zu mehren, ein lernbegieriges, denk- und willensstarkes, gottesfürchtiges und vaterlandsliebendes Geschlecht heranzubilden. Wir erflehen den Segen des Lenkers aller menschlichen Geschicke herab wie auf dieses Gelöbniß, so auf den, dem unsere heißen Wünsche gelten, auf den Kaiser und sein Haus, indem wir rufen:

Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König
Wilhelm II. lebe hoch!

Die Kunst des Barock im Musiksaale der Universität Breslau.*)

Von Richard Foerster.

Wie der Ordensstifter Ignaz von Loyola sich die Himmelskönigin zur Schutzpatronin erkoren und ebenso wie Franz Xaver seinem Orden die Pflege des Marienkults eingeschärft hatte, so waren auch im Anschluß an den Orden besondere Marienverehrung geweihte Kongregationen gebildet worden. In Breslau bereits 1639, dem Jahre der zweiten Mission der Jesuiten daselbst. Und als hundert Jahre später (1732) das Jesuitenkollegium und mit ihm die Universität ihr neues Heim bezog, bestanden an ihr zwei solcher Kongregationen: die eine für die Theologi et Philosophi, die Studierenden, die andere für die vier Unterklassen, die Gymnasiasten. Letztere Congregatio Latina Minor Beatae Virginis Mariae erhielt einen Saal im ersten Stockwerk, der zugleich als Auditorium der Theologia scholastica diente (heut Auditorium I, II und Professorensprechzimmer), erstere den Raum, in dem wir uns befinden. Hier sollten ihre Stätte haben die Meditationen und Ansprachen der im Jahre 1732 auf die Zahl von 300 festgesetzten Sodales Congregati, unter denen sich viele Mitglieder des schlesischen Adels und Klerus befanden, auch wenn sie dem Kollegium nicht mehr angehörten; hier sollte aber auch allsonntäglich das Meßopfer dargebracht, Kommunion und Beichte gehalten werden. Ja schon 1734 hat hier eine Trauung stattgefunden. Dieses Oratorium Congregationis Latinae Maioris Beatae Virginis sollte eine Gesamtlänge von hundert Fuß haben, ist aber nicht ganz so zur Ausführung gelangt, wie es geplant war.

*) Aus der Rede am 27. Januar 1909 zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers im Musiksaale der Universität gehalten von Professor Geheimrat Dr. Richard Foerster, im Verlage der Koebnerschen Buchhandlung Breslau 1909, erschienen und hier an einigen Stellen geändert.

Elf Achsen lang, von denen nur die letzte durch eine Zwischenwand für die Sakristei abgetrennt war, sollte der Saal durch eine doppelte Pfeilerreihe in drei Schiffe geteilt werden. Da stürzten zu Beginn des Baues an der Vigilie des heiligen Laurentius, also am 9. August 1731, vier Pfeiler und mit ihnen der der Haupttreppe des Gebäudes benachbarte Teil des Saales zusammen, drei Arbeiter unter sich begrabend. Da sich Zweifel an der Sicherheit der Konstruktion regten, wurde die Pfeilerstellung und damit die Teilung in Schiffe aufgegeben: die nördliche Pfeilerreihe fiel ganz, die südliche wurde durch eine Wand ersetzt, gleichzeitig die Zahl der Achsen auf zehn eingeschränkt, von denen zwei auf die Sakristei kamen: so wie es sich uns heut darstellt. Was den Saal auch in dieser verkürzten Gestalt von anderen Barockbauten scheidet, sind seine Verhältnisse. Während der Barock wie die Gotik auf Höhengestaltung Bedacht nahm, ist der Saal im Verhältnis zur Länge und Breite niedrig. Die Erbauer haben es, wie sich aus ihren alljährlich nach Rom erstatteten Berichten ergibt, selbst empfunden, aber nicht zu ändern vermocht. Der Bau des Kollegiums mußte, um alle Raumbedürfnisse zu befriedigen, in diesem Teile vier Stockwerke hoch geführt werden und ließ für dieses Oratorium, zumal sich das der Congregatio Latina Minor darüber befand, keine andere Höhe zu. Umsomehr mußte man darauf bedacht sein, dies wenigstens für das Auge etwas auszugleichen; einmal dadurch, daß man den aus buntem Marmor bestehenden Fußboden zwei Stufen tiefer legte als den Eingang, sodann und noch mehr durch das Dekorationsprinzip selbst.

Die Leitung des ganzen Werkes war gewiß, wie auch sonst, beim Rektor des Kollegs, dem ebenso tatkräftigen wie kunstverständigen Franz Wentzl, der seinerseits wiederum nicht unterlassen haben wird, sich mit den Oberen in Rom ins Einvernehmen zu setzen. Seiner Feder wird auch der Baubericht in den *Litterae annuae* entstammen. Daß in ihm über den Namen des Künstlers*) mit Stillschweigen hinweggegangen wird, entspricht den Gepflogenheiten des Ordens. Der künstlerische Geist aber, der sich im Ganzen bekundet, verdient hohe Anerkennung; an Feinheit und Anmut ist er dem der Aula vielleicht noch überlegen. Ein dekoratives Meisterstück nennt den Saal derjenige, dem die größte Erfahrung auf dem Gebiete des Barock zur Seite steht, Cornelius Gurlitt.

Der, weil kirchlichen Zwecken dienend, nach Westen orientierte Raum gliedert sich in zwei Hauptteile, das Presbyterium und das Schiff, ersteres zwei, letzteres sechs Achsen umfassend.

*) Es ist Handke. Vergl. oben S. 32.

Die Decke des Presbyteriums, zu welchem vier Stufen aus schwedischem Marmor heraufführten und welches durch Schranken vom Schiffe abgeschlossen war, ruht auf vier freistehenden Säulen von rotem Marmor. Ihre Kapitelle sind mit Engelsköpfen geschmückt. Auf den Kämpferplatten sitzen ebenfalls vier anmutige Engel. Die Rückwand wird durch zwei hermenartige Pfeiler eingefaßt, deren Schaft größtenteils durch die Flügel eines Seraph gedeckt wird und auf denen je zwei Engel mit den priesterlichen Symbolen (Stola und Wedel, Buch und Schlüssel) sitzen. Vor der Rückwand stand, dem Oratorium Majestät verleihend, der Altar, ein compendium omnis sculpturae ac caelaturae cum marmorum delectu aurique copia, wie die *Litterae annuae* ihn nennen. Die Rückwand des heutzöllig verschollenen Altars stützten zu beiden Seiten je vier Engel aus künstlichem weißen Marmor. Im Altar selbst war aus versilbertem Metall der Englische Gruß und die Vermählung der Jungfrau dargestellt. Weiter vor zur Rechten stand die Kanzel.

Die flachbogige Decke des Schiffes ruht auf den muschelförmigen Konsolen, welche sich oberhalb der ebenfalls mit Engelsköpfen aus Sandstein geschmückten Kapitelle der aus Stuckmarmorgebildeten, aufs feinste abgetönten Wandpilaster befinden. Aus ihnen ragt akanthusartiges Gerank, aus Stuck gebildet. Auch die Wölbungen sind mit solchem blattartigen Gerank verziert, desgleichen die Fensterleibungen, nur daß in diesen die linearen Muster vorwiegen, durchweg in solcher Mannigfaltigkeit, daß dasselbe Motiv sich immer nur an den zwei einander genau entsprechenden Stellen findet. Nirgends Überladung, überall rhythmisches Spiel der Linien und Farben von höchstem Reiz. Innerhalb der an das Presbyterium und die Empore anstoßenden Wölbungen sind Medaillons für plastische Arbeiten ausgespart. Die in die Wölbungen schneidenden Stuckkappen sind der Malerei überlassen. Ebenso naturgemäß die großen Flächen der Decke selbst. Auch das Schiff gliedert sich in zwei Teile: denn es ist an der Westseite eine Achse umfassend eine Empore eingebaut, bestimmt für den Sängerkhor und die Orgel. Unter ihr befanden sich die Beichtstühle. So erhält auch das Presbyterium sein Gegenstück im Saale. Das Ganze bietet ein wunderbares Zusammenspiel von Linienschwung und Farbentönen, in dem das Einzelne nur der Gesamtwirkung dient, daher auch nicht für sich, sondern nur als Teil des Ganzen gewürdigt sein will, weil es zum Ganzen strebt, in dem Architektur, Plastik, Malerei, dazu auch die Musik, sich die Hand reichten. Wäre es nun zu verstehen, wenn von der Harmonie, zu welcher alle dekorativen Teile zusammenstreben, ausgeschlossen wäre die

Seele des Ganzen, der geistige Gehalt, wie er sich in den Gemälden ausspricht? Schwerlich. Man gebe sich nur ein wenig Mühe, in ihren geistigen Zusammenhang einzudringen, und man wird einsehen, daß es nicht richtig ist zu sagen, der Barock habe ganze Wände mit Figuren bedeckt, ohne damit etwas besonderes zu sagen, wird einsehen, daß solches Bemühen nicht heißt „philologische Tüftelei“ treiben, sondern in die Werkstatt des schaffenden Künstlers treten. Auch ziehen die Gemälde mehr durch den Gesamtgehalt an, als durch die hier und da flüchtige Einzelausführung.

Die Kongregation, welcher der Saal als Oratorium diente, nannte sich nach der Beata Virgo Maria ab Archangelo salutata. Demnach mußte das mysterium tutelare des Englischen Grußes eine gewisse Hervorhebung erhalten. Als Gegenstand für eines der großen Deckengemälde aber eignete sich diese im verschlossenen Zimmer spielende, auf zwei Personen, Maria im Betstuhl und den mit Lilienzweig grübenden Erzengel Gabriel, beschränkte Szene gar nicht. Der Künstler, Handke, half sich, indem er dieselbe einmal, gewissermaßen als Leitmotiv, in übereinstimmender Weise über den zwei Eingangstüren der Südwand und über den Fenstern des eigentlichen Saales — nicht des Presbyteriums — abwechselnd rot und grün malte, sodann plastisch am Hochaltar und — wenig abweichend — in den Schildern der Bogen der Tribuna und Empore anbrachte. Auch für die andern nicht figurenreichen Szenen nahm er nur die vier diesen Schildern entsprechenden Medaillons in Anspruch. In ihnen bildete er in vergoldetem Stuck die Vermählung der Maria, die Anbetung des Kindes durch Maria, Anna und Joseph, die Flucht nach Ägypten, endlich Maria, das Christuskind haltend und mit dem rechten Fuße der alten Feindin, der den Erdkreis umschlungen haltenden Schlange, den Kopf zertretend.

Das heilige Drama von der Deipara aber ließ er wie in fünf Akten, in den fünf großen Gemälden der Decke sich abspielen.

Es versteht sich, daß dasselbe seinen Anfang im Presbyterium oberhalb des Altars nimmt. Dem Sänger der Ilias vergleichbar, der in dem Verhängnis von Ilion die Vollendung des Ratschlusses des höchsten Gottes sieht, verlegt er den Beginn in den Himmel, in den Ratschluß von Gott Vater. Aus diesem ist die Erlösung des Menschengeschlechtes hervorgegangen. Ähnlich, aber schöner als in dem von Pozzo in der Kirche von St. Ignazio in Rom gemalten und durch seine *Perspectivae pictorum*, Teil II, Figur 67, zu allgemeiner Kenntnis gebrachten Wandgemälde erhebt Gott Vater, eine Prachtgestalt, die Verkörperung ewiger Weisheit und Liebe, sich auf die

Himmelskugel stützend, in der Linken das kreuzförmige Zepter haltend, die Rechte empor zur Sendung des heiligen Geistes, der nach einer im Barock so häufigen Vermischung von Malerei und Plastik, plastisch die Spitze des Altars krönend, gebildet war. Gabriel, den Blick noch auf Gott Vater gerichtet, eilt von dannen, während sein Genosse auf der anderen Seite sich demütig verneigt.

Der nächste Akt an die Verbindung von Presbyterium und Saal gelegt, spielt auf Erden (Mariä Heimsuchung). Maria besucht ihre betagte Base Elisabeth, ihr Dienst und Hilfe anzutragen. Elisabeth eilt ihr entgegen, ihr das Haus zur Verfügung zu stellen, aus der ihr zuteil gewordenen Erleuchtung des Geistes heraus demütig sprechend: „Woher mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Den Lippen der Maria wird im nächsten Augenblicke das Magnificat entquillen: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands.“ Hinter Elisabeth kommt ihr Gemahl Zacharias. Auf der Schwelle aber steht, genau so wie in den Miniaturen, mit welchen Niclas von Glockendon 1524 und 1531 das Meß- und das Gebetbuch des Erzbischofs von Mainz, Albrecht von Brandenburg, geschmückt hat, der treue Wächter des Hauses, ein weißer Spitz, zum Beweis, wie auch die Kunst des Barock bei allem Hange zum Mystischen doch bemüht war, volksmäßigem Empfinden entgegenzukommen, einem heimatischen Zuge Rechnung zu tragen.

Einer ähnlichen Erscheinung werden wir inneim dritten Bilde, welches sich über dem Sängerkhore befindet, der heiligen Nacht. Maria zeigt das in der Krippe liegende Kind den ersten Menschen, denen seine Ankunft verkündigt, sein Anblick verstatet war. Wir gewahren nur einen Hirten, der ein Lamm trägt. Ihm aber ist seine Familie beigesellt: vier weibliche Figuren*), eine mit Strohhut und einen Korb tragend. Die himmlischen Heerscharen aber singen Gloria in excelsis Deo. So ist die dritte Szene einerseits für den Sängerkhor geeignet, andererseits entspricht sie der ersten: sie ist die Verwirklichung des göttlichen Ratschlusses auf Erden und das Echo, das diese im Himmel findet. Ebenso entspricht das vierte Bild, Mariä Reinigung, dem zweiten. Maria bringt, sich als niedrige Magd fühlend, nach vierzig Tagen nicht ein Lamm, sondern wie die Ärmsten ihres Volkes, ein Paar Tauben zum Reinigungsoffer dar. Joseph trägt den Behälter, dazu eine Kerze. Der greise Simeon, dem vom Geiste geweissagt war, daß er nicht sterben werde, bevor er den Messias

*) Jordaens (in Antwerpen) war darin vorangegangen.

gesehen, ist von jenem getrieben in den Tempel gekommen, nimmt das Kind auf seine Arme und spricht gen Himmel blickend: „Nun lässest Du Deinen Diener, o Herr, in Frieden fahren nach Deinem Worte: denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ Die greise Prophetin Hanna hebt in Verzückung Blick und Hände zu dem Kinde auf. Maria aber kniet an den Stufen des Altars, an dessen anderer Seite Ministranten beschäftigt sind, neigt demütig das Haupt und faltet die Hände, wie wenn sie aus dem Munde Simeons auch die Weissagung vernähme: „Dieser ist gesetzt *εις σημεϊον αντιλεγόμενον*“, zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, und „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen“. Sie wird es tragen. Und sie hat es getragen. Die Vollendung wird ihr zuteil. Diese, auf welche die anderen Bilder vorbereiten und welcher sie von beiden Seiten zustreben, wird im großen Mittelbilde vorgeführt.

Die Sehnsucht der Maria, mit dem ihr durch den Kreuzestod entrissenen Sohne in ewiger Gemeinschaft verbunden zu sein, wird erfüllt. Wohl war auch sie gestorben, ihr Leib aber durch ihren Sohn vor Verwesung bewahrt. „Wie eine von Schönheit prangende Braut“, mit Johannes von Damaskus zu reden, „vom unkörperlichen Glanze des heiligen Geistes strahlend umschlossen“ war sie von den Aposteln durch die Stadt Jerusalem nach Gethsemane getragen worden, „während der König der Könige sie mit dem Glanze seiner unsichtbaren Gottheit überschattete“. Aber das Grab war auch für sie nur eine Vorhalle. Am dritten Tage erwachte sie aus dem Schlummer des Todes. Man findet das Grab leer. Sie wird aufgehoben gen Himmel im Beisein nicht nur der Apostel, unter denen Johannes hervorragt, dem sie der Sohn am Kreuzestamme ans Herz gelegt hatte, sondern auch von Männern und Frauen aus dem Volke.*) Sie wird aufgehoben, nicht wie Tizians zwei Jahrhunderte zuvor (1518) für die Klosterkirche Santa Maria de Frari gemalte Assunta, leise aufschwebend, in sanftem Gesäusel, auf einer Wolke stehend, im Geleit der Engel, sondern in starker Bewegung gleichsam aufrauschend, gestützt und gehoben von den Scharen der Erzengel und Engel. Nicht nimmt, wie bei Tizian, ihren

*) Die Komposition berührt sich mit derjenigen der Fresken, welche Handke unter dem Orgelchore der Jesuitenkirche in Olmütz gemalt hatte. Diese setzt Nowak, Kirchl. Kunst-Denkmale aus Olmütz, Textheft, zweite Serie (Olmütz 1892) S. 8 in die Jahre 1730—1732, freilich ohne Quellenangabe. Die Selbstbiographie bietet keinen Anhalt dafür. Übrigens ist die Beeinflussung durch Kompositionen von Rubens (in Brüssel und Galleria Colonna in Rom) und Jordaens (in Antwerpen) unverkennbar.

aufwärts gerichteten Blick der nur mit dem Oberkörper fast wagrecht aus der Glorie herausragende Gott Vater auf*), sondern der Sohn, ebenfalls auf Wolken sitzend und von Engeln gehalten, noch die blutigen Male an Hand und Fuß, aber das Kreuz hinter sich; er neigt sich zu ihr und streckt ihr die Arme entgegen, ihr, die, das Haupt mit der Sternenkronen umgeben, mit ihren Augen nur ihn sucht. Im nächsten Augenblicke wird sie an seiner Seite sitzen und von neuem den Lobgesang des Magnificat anstimmen, wie die Himmelsbewohner von neuem jubeln, Saiteninstrumente rühren, Rauchfässer schwingen, ihr Salve Regina entgegenrufen. Der Künstler hat sich auf die liebreizenden, auch in der heiligen Nacht allein tätigen Himmelsbewohner, die Engel beschränkt, nicht die Patriarchen, Propheten, Märtyrer und Bekenner hinzugefügt. Es fehlte der Platz, um ihnen genügende Vertretung zu verschaffen, und dem Element des Ernsten und Sinnenden war durch die Apostel der Gegenseite bereits Rechnung getragen.

Damit hat das heilige Drama seinen Abschluß erlangt. Was sonst noch an Raum zur Aufnahme von bildlichem Schmuck im Saale vorhanden ist, kann nur die Schilderung der Wirkungen jenes Dramas erhalten. So die Bilder des für die Beichtstühle bestimmten Raumes unter der Empore, wenn sie in der Mitte den sündigen Menschen zu Maria betend, links sie um Einlaß in die Himmelspforte anflehend, rechts zu Boden gestürzt, von ihr, der Stella Maris, gehalten, zeigen und auf Bandrollen die Worte geben: *Alma Redemptoris mater, quae pervia coeli porta manes, peccatorum miserere, stella maris, succurre cadenti*, Worte des Antiphons des frommen Mönchs von Reichenau aus dem elften Jahrhundert, Hermanns des Lahmen**).

Aber auch die StICKKAPPEN sollten bildlichen, abwechselnd in rot und grün gehaltenen Schmuck erhalten; keine leichte Aufgabe, für 16 kleine herzförmige Felder durch einheitlichen Gesichtspunkt beherrschte Kompositionen zu gewinnen. Und auf den ersten Blick kann es scheinen, als sei die Lösung nicht gelungen, als sei der eben zurückgewiesene Vorwurf berechtigt, wenn wir in den StICKKAPPEN des Presbyteriums am Fenster ein einfaches Haus, daneben eine geöffnete Tür, an der Innenwand gegenüber eine Truhe, daneben eine Schlafende gewahren. Aber nur auf den ersten Blick. Denn bald erkennen wir jenes Haus als ein goldgeschmücktes, die Truhe mit Krone verziert und an Tragstangen hängend, an der geöffneten Tür einen Engel, über der Schlafenden einen Stern und die aufgehende Sonne

*) Die Gestalten sowohl von Gott Vater als von Christus berühren sich wieder mit dem zweiten der ebengenannten Olmützer Fresken.

***) Gütige Mitteilung des Herrn Kollegen Laemmer.

usw. Bald kommen uns auch der über allen Darstellungen in der Glorie strahlende oder von der Königskrone bedeckte Namenszug der Maria und die Unterschriften zu Hilfe. Wir sehen die *Domus aurea*, in der sich die göttliche Weisheit ein Haus erbaut hat (Prov. 9, 1), gegenüber die *Foederis arca*, die mit goldener Krone gezierte, mit Gold überzogene Bundeslade, das Abbild des göttlichen Heiligtums, die *Janua Coeli*, die Tür, welche durch Beispiel und Fürbitte den Gläubigen zur Himmels-tür wird, die *Stella matutina*, den Morgenstern, der die Schlummernden behütet und von dem die Sonne ausgeht, die *Salus infirmorum*, das nach der Himmelfahrt von ihr auf Anrufung gebrachte Heil der Kranken, die Zuflucht der Sünder, die Trösterin der Betrübten, die Hilfe der Christen, die Königin der Engel, der Patriarchen, der Propheten, der Apostel, der Märtyrer, der Bekenner, der Jungfrauen, aller Heiligen. So verherrlichen die 16 Stichkappen die Beinamen der Maria in der Reihenfolge, in der sie die *Litania Lauretana* bietet, das Gebet, das zuerst zu ihren Ehren in ihrem von den Engeln auf den Hügel von Loretto getragenen Hause gesungen worden war. — Fügen wir endlich hinzu, daß die Fensterleibungen des eigentlichen Saales noch heut. Überreste von Attributen, bei der *Regina Prophetarum* z. B. ein Buch, bei der *Consolatrix afflictorum* den rettenden Anker eines Schiffes aufweisen, welche zum Emblem selbst in unverkennbarer Beziehung stehen, so werden wir zugestehen müssen, nicht nur, daß der inhaltliche Reichtum der bildlichen Darstellung der Fülle von Dekorations-motiven gleich ist, sondern auch, daß es dem Künstler gelungen ist, den ganzen Abglanz der Hoheit und des Wirkens der Maria *annuntiata et assumpta* über den Saal ausstrahlen zu lassen.

Wie mögen die Augen aller geleuchtet haben, denen es vergönnt war, den Saal zu sehen, als er zum ersten Male — am 22. November 1733 — seine Pforten zur Einweihung und zugleich zur Einführung des Rektors und der Assistenten der Kongregation öffnete!

Bald sah er ganz andere Gesichter! Am Neujahrstage 1741 hielt *Fridericus Rex* Einzug in Breslau. Der Saal ist die letzte Schöpfung des Barock in Breslau. Die Ausschmückung des vom Fürstbischof Philipp Graf von Sinzendorf gebauten Lusthauses auf der Klosterstraße durch seinen Nachfolger Philipp Graf Schaffgotsch 1749/50, für dessen plastischen Schmuck derselbe Siegwitz tätig war, der auch im Jesuitenkollegium und somit wohl auch in diesem Saale gearbeitet hat, gehört bereits dem Rokoko an. Dieses ist in Schlesien noch spärlicher vertreten als der Klassizismus. Die politische und wirtschaftliche Bedrängnis des Landes hielt die Kunstregungen

nieder. Der Saal selbst verkam nicht bloß durch die Drangsale des Krieges, welche aus dem Gebäude ein Lazarett, Massenviertel, Proviantmagazin machten, sondern auch durch Vernachlässigung im Frieden. Manche Bilder wurden bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Congregatio Latina Maior bestand zwar weiter, ja besteht in veränderter Gestalt noch heut, und mehrere unserer verehrten Kollegen gehören ihr an, aber der Saal wurde durch die 1811 erfolgte Neuordnung der Universitätsverhältnisse einer anderen Bestimmung übergeben, wurde zur Aula Minor und zum Musiksaal.

Die Gemälde rufen nur bei einem Teile von uns dieselben religiösen Empfindungen hervor, welche von ihren Schöpfern gehegt, in ihren ersten Beschauern geweckt wurden. Und nicht wenigen vielleicht wird es schwer fallen, sich in sie hinein zu versetzen. Aber wir alle würdigen die Kunstschöpfung als Ganzes, als etwas von bleibender Bedeutung. Wir danken daher auch der hohen Staatsregierung, daß sie dieselbe zu neuem Leben erstehen ließ und damit an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts gut machte, was das neunzehnte versäumt hatte. Wir danken allen, die an dem Werke geholfen haben

Universitätshaushalt, Lehrkörper und Studentenzahl.

Von Johannes Ziekursch.

Als König Ludwig XII. von Frankreich den Condottiere Trivulzio über die notwendigen Vorkehrungen für eine Eroberung des Herzogtums Mailand befragte, erhielt er die berühmt gewordene Antwort: „Tre cose, Sire, ci bisognano preparare, danari, danari et poi danari.“ Der Satz gilt auch auf dem Kampfplatz der Geister und umso mehr, je stärker man sich der Gegenwart nähert. Über recht kärgliche Mittel, nur über 63 000 Mark heutiger Währung, hatte im Beginn des 19. Jahrhunderts die Universität in Frankfurt a. O. zu verfügen; die nur aus zwei Fakultäten bestehende Breslauer Jesuitenuniversität mußte sich sogar mit 28 000 Mark begnügen. Bei der Begründung unserer Breslauer Universität wollte der Preußische Staat nicht bloß diese beiden altersschwach gewordenen Korporationen mit einander verschmelzen, sondern ein neues Gebilde, eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende und demgemäß ausgestattete, der freien Forschung und Lehre geweihte Stätte schaffen; deshalb entschloß er sich, ein Jahr, nach dem unter dem Druck der entsetzlichsten Not der Finanzminister Freiherr von Altenstein die Abtretung Schlesiens an Napoleon zur Begleichung der Kriegsschuld, also die freiwillige Vernichtung des letzten Restes preußischer Großmachtstellung befürwortet hatte, zur Zeit, da ein neuer Krieg gegen Frankreich oder Rußland heraufzog, in tollkühnem Idealismus, die neue Universität in Breslau mit doppelt so großen Mitteln zu bedenken, als sie der Frankfurter und der Jesuitenuniversität zusammen zugestanden hatten, also mit etwa 180 000 Mark. Bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. stieg dann dieser Etat, in der Hauptsache durch das Anwachsen der Nebeneinnahmen, auf etwa 215 000 Mark.

Den Hauptteil dieser Summe brachte der Staat aus eigenen Mitteln auf und zwar folgendermaßen. Nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen war den Rittergütern eine Grundsteuer von $28\frac{1}{3}\%$ ihres Reinertrages auferlegt worden; die geistlichen Güter mußten 50 % geben, also eine „Mehrsteuer“ von $21\frac{2}{3}\%$. 1811 wurden sie säkularisiert und, um einen Teil der französischen Kontribution abtragen zu können, meist verkauft; die Mehrsteuer mußten die Käufer weiter zahlen; aus ihr entnahm man jetzt den sogenannten Universitätskanon von 170 000—184 000 Mark. Die Kreiskassen zogen ihn ein und lieferten ihn unmittelbar an die Universitätskasse ab, so z. B. die Kasse des mit geistlichen Gütern früher stark durchsetzten Frankensteiner Kreises in den Rechnungsjahren 1831/3, aus denen der erste noch erhaltene Etat stammt, je 3470 Taler 11 Silbergroschen und 3 Pfennige, die Brieger Kreiskasse nur 18 Taler 26 Silbergroschen 3 Pfennige, die Oelser 1011 Taler 14 Silbergroschen, davon aber 2 Taler 15 Silbergroschen in Gold, d. h. mit einem Agio von $13\frac{1}{3}\%$ gegen Courant. Die Etatsgebarung des 18. Jahrhunderts, die jedem Ausgabe-posten gern eine genau bestimmte Einnahmequelle zuwies, hatte sich hier voll erhalten.

In diesem von ehemals geistlichen Gütern erhobenen Universitätskanon steckten gewissermaßen die früheren Einnahmen der Jesuitenuniversität. Die zumeist in der Mittelmark gelegenen Frankfurter Universitätsgüter waren dem Domänenbestande des preußischen Staates einverleibt worden; dagegen überwies man wohlweislich der neuen Breslauer Universität die der Frankfurter gehörigen Güter und Gefälle aus der Altmark, die Natural- und Silberzinsen einiger altmärkischer Städte und Dörfer, der Domprobstei zu Salzwedel, ferner Kanonikatsgefälle aus Halberstadt, weil man mit Recht annahm, daß die Regierung des Königreichs Westfalen, zu dem die Altmark und Halberstadt seit 1807 gehörten, diese Eigentumsrechte eher schonen würde, wenn sie einer Korporation, als wenn sie dem preußischen Fiskus zuständen. Ferner blieb auch die Breslauer Universität im Besitz der Frankfurter Universitätsgebäude, für deren Benutzung durch die Regierung und das Oberlandesgericht ihr eine Entschädigungssumme jährlich zuteil wurde. 1831 hatte die Breslauer Universität aus dem Frankfurter Erbe eine Einnahme von 13 700 Mark. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die altmärkischen Zinsen auf Grund der modernen Agrargesetzgebung langsam abgelöst; die daraus einkommenden Gelder dienten in erster Linie, neben Ersparnissen an Gehältern bei Vakanzen usw., zur Vermehrung des Kapitalvermögens der Universität. Bei

der Begründung der Universität brachte es 675 Mark Zinsen, dürfte also 17 000 Mark betragen haben; 1831 belief es sich auf 21 500 Mark mit 850 Mark Zinsen, 1842 schon auf 64000 Mark.

Zu diesen drei Posten, dem Universitätskanon, dem Ertrag des Frankfurter Erbes und den Kapitalzinsen, gesellten sich noch einige in ihrer Höhe schwankende kleinere Einnahmen aus der in Erbpacht gegebenen Universitätsbuchdruckerei, der verpachteten Institutsapotheke, einzelnen vermieteten Räumen in dem Bibliotheks- und Conviktsgebäude, 1831 über 6000 Mark; von den Gebühren für die Immatrikulationen, Abgangszeugnisse, Promotionen und Habilitationen flossen 1831 der Universitätskasse über 2000 Mark zu; endlich aus Kirchenkollekten in Schlesien 1831: 4750 Mark, in Posen nur 800 Mark. Seit dem Etat von 1834 gewährte der Staat noch einen besonderen jährlichen Zuschuß von 1200 Mark für die geburtshilfliche Poliklinik, seit 1837 noch 300 Mark für das Mineralienkabinett, 1840 noch 240 Mark für das physiologische Institut: die ersten bescheidenen Sonderaufwendungen auf diesem Gebiete.

Diese etatsmäßigen Einnahmen betragen zusammen 1821: 201 000 Mark, 1831: 213 000 Mark, 1841: 215 000 Mark, ungefähr drei Viertel des Berliner Universitätsetats. Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, daß diese Etatssumme den Universitätsbedarf gedeckt hätte. Eine vergleichende Zusammenstellung aller Einnahmen und Ausgaben der Universität nach kaufmännischen Gesichtspunkten ist niemals versucht worden und läßt sich vielleicht auch kaum geben, in der Gegenwart sicher noch schwerer als in der Vergangenheit, jedenfalls nicht geben ohne große Willkürlichkeiten und ohne eine überaus zeitraubende, mit dem Ergebnis in keinem Verhältnis stehende mühevoll durchsicht aller speziellen Rechnungsakten, vorausgesetzt, daß sie aus früheren Zeiten noch vorhanden wären. So läßt sich der Wert der bei der Gründung der Universität überwiesenen Baulichkeiten und Grundstücke wie der Dienstwohnungen gar nicht abschätzen. Dazu kamen 1836 als außerordentliche Zuwendung 136 000 Mark für den Neubau der Anatomie. Welche Zahl soll bei den Kollegiangeldern in Rechnung gesetzt werden unter Rücksicht darauf, daß in den Jahren 1845—1853 in der katholisch-theologischen Fakultät 94 % gestundet, 1 % erlassen wurden, in der evangelisch-theologischen 70 % gestundet, 14 % erlassen, in der philosophischen 56 % gestundet, 9 % erlassen, in der juristischen 49 % gestundet, 2 % erlassen und in der medizinischen 19 % gestundet, aber 15 % erlassen wurden! Zu den Etatszahlen müssen jedenfalls noch hinzugerechnet werden die 7300 Mark

Einnahmen der Stipendienfonds 1843, die 3150 Mark der Stiftungsfonds, einige hundert Mark von den Einnahmen der 1822 begründeten Professoren - Witwen - und Waisen - Versorgungsanstalt usw. Infolgedessen muß, wenn wir uns im Folgenden zunächst an die Etatszahlen halten, berücksichtigt werden, daß den Angaben nur ungefähre Richtigkeit zukommt.

Von den 213 000 Mark des Etats im Jahre 1831 wurden 114 000 Mark auf die Gehälter der 32 Ordinarien und 14 Extraordinarien verwandt (zu dieser Summe gesellten sich noch Gehälter für Nebenämter als Konsistorialräte, Kanoniker usw., zahlreiche Dienstwohnungen, Gebühren von den Promotionen usw., zusammen 14 000 Mark und die Kollegiangelder); für die Witwen- und Waisenversorgung schoß der Staat 3000 Mark zu; diese Ausgaben für die Lehrkräfte bildeten 55 % des Etats. Auf die akademischen Institute und Sammlungen kamen 54 000 Mark oder 25 % Prozent der Ausgaben, und zwar 17 000 Mark für die Bibliothek, 8430 Mark für den botanischen Garten, 7700 Mk. für die medizinische Klinik, 6000 Mark für die chirurgische, 2700 Mark für das naturhistorische Museum, 2600 Mark für die Anatomie, 1200 Mark für das Hebammenlehrinstitut usw. Die Verwaltung mit ihren Beamten- und Bureaustkosten, die Heizung, Beleuchtung und Reinigung und die Baureparaturen forderten 14,5 % des Etats. Für Preisfragen, Freitische und Unterstützung der Studenten, wurden, abgesehen von den Einnahmen der Stipendienfonds, 11 500 Mark oder 5,5 % ausgegeben.

Entsprechend dem Verfahren vieler Stadtverwaltungen in den dreißiger Jahren, erfolgte beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. eine zeitgemäße Umgestaltung des Etats der Universität. Sie verzichtete theoretisch auf den Universitätskanon, auf die unmittelbare Zahlung aus den einzelnen Kreiskassen, sie erhielt fortan den jetzt als Dotationszuschuß bezeichneten Hauptteil ihrer Einnahmen aus der Breslauer Regierungshauptkasse in Quartalsraten auf Rechnung der Unterrichtsverwaltung. Die Agiogelder für die Goldzahlungen, die Halberstädter Kanonikatsgefälle, die Entschädigung für die Benutzung der Frankfurter Universitätsgebäude durch andere staatliche Behörden, die in den dreißiger Jahren erfolgten oben erwähnten Sonderbewilligungen für einzelne Institute verschwanden aus dem Etat von 1843, indem sie zum Dotationsfonds geschlagen wurden. Neu eingestellt wurden in den Etat die bisher andernorts verrechnete Remuneration für den außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten, für seine Repräsentationskosten und die Remuneration des Universitätsrichters in der Gesamthöhe von 8000 Mark. Der Dotationsfonds stieg um 45 600 Mark auf insgesamt 234 200 Mark; dadurch und durch

das Wachsen der Nebeneinnahmen kam der Gesamtetat auf 262 000 Mark oder um 18 % höher als der Etat von 1840/2.

Die Vermehrung der Einnahmen erlaubte eine Aufbesserung der Gehälter der 39 Ordinarien und 10 Extraordinarien; hierfür konnten 13 000 Mark mehr als 1831 ausgegeben werden. Der Etat der Institute unter Einschluß der Gehälter für die wenigen Assistenten stieg auf 69 300 Mark; teils wurden den bestehenden Instituten größere Mittel zugeführt, teils neue Institute und Seminare, z. B. das historische mit 600 Mark geschaffen. Demgemäß kamen auf Professorengehälter und Witwenkasse nur noch 50 %, auf die Bibliothek, die Institute und Seminare ein etwas höherer Prozentsatz als früher, nämlich 26,5 %.

Auf dieser Grundlage blieb der Etat im großen und ganzen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Mit der Neuen Ära begann allmählich auch eine neue Ära im Universitätshaushalt; von Etatsperiode zu Etatsperiode wurde der staatliche Zuschuß verstärkt, seit den siebziger Jahren geht er in gewaltigen Sprüngen empor. 1858 betrug er 240 000 Mark, 1867: 283 000 Mark, 1871: 314 000 Mark. Bei der Begründung der Universität 1811/2 war ein Staatszuschuß von 170 000 Mark vorgesehen worden, nach 59 Jahren hatte er sich beinahe verdoppelt. Zehn Jahre später, 1881, war der Dotationszuschuß auf 690 000 Mark gestiegen, d. h. auf mehr als das Vierfache des Zuschusses von 1812. 1908 belief er sich mit 1 436 000 Mark auf mehr als das Achtfache des Zuschusses von 1812; 1910 betrug er schon mehr als das Neunfache; im Jubeljahre wird er sich also verzehnfacht haben.

Und doch, trotz dieses gewaltigen Anschwellens, spielt der Staatszuschuß nicht mehr die Rolle im Universitätshaushalt wie früher; 1831 bildete er noch 86,4 % der ordentlichen Gesamteinnahme; 1910 nur noch 75 %. Der „eigene Erwerb“ der Universität ist noch viel stärker gewachsen; 1831 brachten ihr die Gebühren für Promotionen usw., der einzige eigene Erwerb, den sie hatte, 2100 Mark, 1906 etwa das Siebzehnfache 34 600 Mark; vor allem aber fielen ins Gewicht die Erträge der Kliniken durch Aufnahme zahlungsfähiger Kranker, der Gewinn der landwirtschaftlichen Institute durch den Verkauf ihrer Produkte, die von den Studenten zu entrichtenden Benutzungsgebühren für die Institute usw. 1871 belief sich der eigene Erwerb noch auf 8900 Mark, 1891 auf 41 000 Mark, 1901 auf 290 000 Mark, 1910 auf 490 000 Mark oder 23 % des ordentlichen Etats. Diesen Summen gegenüber kommen die durch stärkere Ausnützung der Universitätsgebäude für Lehrzwecke verminderten Mietseinnahmen aus dem Grundbesitz und die Zinsen des Kapitalvermögens kaum noch in Betracht.

Die ordentliche Gesamteinnahme der Universität hatte 1858: 281 000 Mark ausgemacht, 1871 betrug sie 362 000 Mark oder etwa das Doppelte des Jahres 1812 (185 000). 1881 hatte sie sich wieder verdoppelt auf 746 000 Mark; 1901 bildete sie mit 1 492 000 Mark das Achtfache des Etats von 1812, 1908 mit 1 889 000 Mark das Zehnfache, 1910 mit 2 135 000 Mark das Elfeinhalbfache, freilich damit noch nicht die Hälfte des Berliner Etats.

Hier muß nun noch viel stärker als vorher betont werden, daß diese Zahlen ein höchst unvollkommenes Bild abgeben. Zu dem ordentlichen Etat gesellt sich der außerordentliche. Er betrug im zehnjährigen Durchschnitt in den fünfziger Jahren 7900 Mark, in den sechziger 42 800, in den siebziger 80 400, in den achtziger Jahren 234 000, in den neunziger Jahren 533 000 und in dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts 422 000 Mark. Mit diesen in den letzten 50 Jahren verausgabten 13 Millionen sind in erster Linie unsere modernen Kliniken und Institute geschaffen worden. Blicke der bisher rasch und dauernd gestiegene eigene Erwerb der Institute auf seiner gegenwärtigen Höhe stehen, so würde er doch diese 13 Millionen mit 4 % verzinsen; also nur die ordentlichen Aufwendungen für die Institute fallen dem Staate wirklich zur Last; der Bau neuer Institute entspricht etwa einer Kapitalanlage in preußischen Konsols.

Zu dem ordentlichen und außerordentlichen Etat kommen nun noch jährlich 12 000 Mark des Studentenunterstützungsfonds, darunter die seit 1895 nicht mehr durch den Etat gehenden Kollekten für arme Studenten der Theologie aus den evangelischen Kirchen, während die Kollekten der katholischen Kirchen in Schlesien dem fürstbischöflichen Konvikt zufließen. Die Einnahmen der Stipendienfonds haben sich seit 1843 versechsfacht; sie sind auf 43 400 Mark gestiegen; die Stiftungsfonds werfen jährlich 15 600 Mark ab. Von dem Staatszuschuß zur Witwen- und Waisenversorgung steht nur ein kleiner Bruchteil von 3000 Mark im Etat. Endlich müssen doch noch die Kollegiangelder berücksichtigt werden, soweit sie nicht als Institutsgebühren zum eigenen Erwerb der Universität schon gerechnet sind. Alle diese Einnahmen, den ordentlichen und den außerordentlichen Etat umfaßt die folgende Zusammenstellung für das Etatsjahr 1909, und zwar nicht als Voranschlag, sondern als Ergebnis des Rechnungsabschlusses; sie soll zeigen, in welcher Höhe und von welcher Seite die zum Unterhalt der Universität in der Gegenwart nötigen Mittel aufgebracht werden; der Nutzwert der Gebäude ist natürlich nicht in Anschlag gebracht worden. Die Universität vereinnahmte also:

| | |
|---|-----------------|
| aus der Staatskasse im Ordinarium | ℳ 1 601 100 |
| im Extraordinarium. | „ 201 300 |
| oder 58,1 % der Gesamt-Einnahme. | |
| aus Grundeigentum und Kapitalzinsen | „ 122 500 |
| oder 4,0 % der Gesamteinnahme. | |
| aus eigenem Erwerb der Institute | „ 538 200 |
| oder 17,4 % der Gesamteinnahme. | |
| an Kollegiangeldern und Gebühren | „ 577 200 |
| oder 18,6 % der Gesamteinnahme. | |
| an sonstigen Einnahmen, Kollektengeldern usw. „ | 59 700 |
| oder 1,9 % der Gesamteinnahme. | |
| | Sa. ℳ 3 100 000 |

Verausgabt wurden:

| | |
|---|--------------------|
| für den Lehrkörper (Gehälter, Wohnungsgeld, Honorare und Gebühren) und die Hinterbliebenenversorgung | ℳ 1 137 500 |
| oder 36,7 % der Gesamtausgabe. | |
| für die Institute an ordentlichen und außerordentlichen Aufwendungen | „ 1 690 400 |
| oder 54,5 % der Gesamtausgabe. | |
| für die Verwaltung, Bureaukosten, Heizung, Beleuchtung, Reinigung, Baureparaturen, Abgaben und Lasten | „ 174 100 |
| oder 5,6 % der Gesamtausgabe. | |
| für Freitische, Stipendien und Unterstützung der Studenten, Krankenkasse usw. | „ 92 600 |
| oder 3,0 % der Gesamtausgabe. | |
| aus Stiftungsfonds zu anderen Zwecken | „ 5 400 |
| oder 0,2 % der Gesamtausgabe. | |
| | Summa: ℳ 3 100 000 |

Auf Gehälter und Wohnungsgeld der Universitätslehrer kam im ordentlichen Etat nicht ganz das Fünffache des Etats von 1811/2, auf die Institute das Dreißigfache, prozentual aber 31 und 60 %. Das Verhältnis dieser beiden wichtigsten Ausgabenposten hatte sich also im Vergleich mit der ersten Periode, der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., ungefähr in das Gegenteil umgewandelt*). In Berlin wird heute für die In-

*) Diese kurze Skizze über die Entwicklung des Etats beruht auf den Etatsakten der Quästor und der Universitätschronik von B. Nadbyl zur Jubelfeier von 1861. Für die letzten Jahrzehnte würden die immer auf drei Jahre aufgestellten ordentlichen Etats, welche also die überaus starken Veränderungen durch die jährlichen Budgetbewilligungen nicht berücksichtigen können, ein völlig schiefes Bild ergeben, ganz abgesehen davon, daß die Kliniken wieder ihren eigenen Etat haben, der zu einem Teil, aber merkwürdigerweise eben nur zu einem Teil in den ordentlichen hineingreift; hier stütze ich mich auf die Zusammenstellungen, die der gegenwärtige Quästor, Rechnungsrat Gries, für den zweiten Band der Jubiläumsschrift des Jahres 1911 angefertigt und mir liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat; ihm verdanke ich auch die oben gegebene Etatsaufstellung für das Jahr 1909.

stitute 147 mal so viel ausgegeben als im Gründungsjahr. Diese Verschiebungen unter den Ausgabenposten verraten, daß, um einen anderswo geprägten, etwas spitzen Ausdruck zu wiederholen, die Vorlesungsuniversität zur Arbeitsuniversität, der Universität der praktischen Übungen, Kurse und Seminare geworden ist.

In den ersten Jahren des Bestehens der Breslauer Universität wurden nämlich die Bibliothek, 2 Seminare und 11 Institute und Kliniken eingerichtet; Berlin besaß damals kaum ein halbes Dutzend derartiger Institute. Bis 1861 kamen in Breslau noch je 3 Seminare und Institute hinzu; gegenwärtig bestehen aber 16 Seminare und 36 Institute und Kliniken, während Berlin 82 wissenschaftliche Anstalten besitzt.

Mit dieser Entwicklung hängt zu einem guten Teil das Anschwellen des Lehrkörpers zusammen. Im Gründungsjahr wirkten an der Universität 35 Ordinarien, 4 Extraordinarien und 4 Privatdozenten, also 43 Dozenten und 8 Lektoren. Berlin wies damals 33 Ordinarien, 8 Extraordinarien und 14 Privatdozenten auf. Die Zahl der Breslauer Ordinarien belief sich 1858 auf 38, 1871/2 auf 48, 1896/7 auf 73, also auf mehr als den doppelten Stand des Gründungsjahres, 1910/11 auf 80 unter Einschluß der ordentlichen Honorarprofessoren. Extraordinarien und außerordentliche Honorarprofessoren gab es 1858: 10, 1871/2: 15, 1896/7: 29, also siebenmal so viele wie im Gründungsjahr, 1910/11 wieder 29. Am stärksten wuchs die Zahl der Privatdozenten; sie verdoppelte sich bis 1815/6 auf 8, vervierfachte sich bis 1838, verachtachte sich bis 1861/2, versechzehnfachte sich bis 1906/7; 1910/11 betrug sie 77 oder den 19 fachen Stand des Gründungsjahres. Kamen damals auf einen Privatdozenten 9 Ordinarien, so besitzen gegenwärtig beide Gruppen eine ungefähr gleiche Stärke. Bildeten anfangs die Privatdozenten ein kleines, wohl entbehrliches Anhängsel des Lehrkörpers, mag heute in manchen Fächern starke Überfüllung herrschen, so kann doch die Universität mit ihren Kliniken, Instituten und Seminaren ihrer längst nicht mehr entraten; denn — ganz abgesehen von der gewaltigen Spezialisierung aller Wissenschaften — wenn auch 100 Studenten, wie früher 20, die gleiche Vorlesung hören können, in den Seminaren und Instituten vermögen unter der Leitung eines Lehrers wohl 20, aber nicht 100 mit Erfolg zu arbeiten. Aus diesen Verhältnissen ergeben sich bei den Privatdozenten wie den Extraordinarien, wohl auch bei den Studenten starke Wünsche nach mannigfaltigen Reformen, und es entstehen ernste Probleme für die Weiterentwicklung der Universitätsverfassung. 1811/12 gab es unter Einschluß der Lektoren

an der Breslauer Universität 51 Lehrer, 1871/2 wurde das erste Hundert überschritten, Berlin hatte schon 1826 diese Stufe erklommen; im Jubiläumsjahr dürfte in Breslau das zweite Hundert voll erreicht werden, was in Berlin 1876 geschah, während gegenwärtig dort mehr als 500 Dozenten wirken, in dem gleichen Rahmen, der vor hundert Jahren den neunten Teil umspannte. Das Berliner Beispiel weist den Weg, den äußerlich in der Zukunft auch die Entwicklung der Provinzialuniversitäten nehmen wird. Bilden nun 500 Leute, die sich persönlich zu einem großen Teil gar nicht kennen, wirklich noch eine lebendige Korporation? Diese Frage darf zum mindesten aufgeworfen werden.

Das Anwachsen des Lehrkörpers erstreckt sich nun aber bezeichnenderweise nicht gleichmäßig auf alle fünf Fakultäten; die evangelisch-theologische Fakultät hat sich in den hundert Jahren nur verdoppelt, die katholisch-theologische ist auf das Zweieinhalbfache ihres ersten Bestandes gestiegen, die juristische auf das Vierfache, die philosophische auf das Viereinhalbfache, die medizinische auf das Siebeneinhalbfache. Die philosophische umfaßte im Gründungsjahr wie in der Gegenwart die knappe Hälfte aller Dozenten, damals 20 von 43, 1910/11: 90 von 186. Die Zahl der Lektoren blieb sich immer so ziemlich gleich.

Doppelt so stark wie der Lehrkörper ist die Studentenzahl gewachsen. Im ersten Jahre ihres Bestehens wurde die Universität von 298 Studenten und zwar von 77 katholischen und 67 evangelischen Theologen, 72 Juristen, 46 Medizinern und nur 36 Philosophen besucht; Berlin zählte im Herbst 1810 nur 256 Studenten. Die Jahre der Freiheitskriege brachten starke Verschiebungen; dann stieg die Studentenzahl ununterbrochen bis auf 1147 im Jahre 1828/9, ging die nächsten elf Jahre wieder herunter bis auf 633 im Jahre 1839/40, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre hielt sie sich über dem achten Hundert, in den nächsten Jahren sank sie wieder unter diese Grenze; in der Mitte der siebziger Jahre wurde das erste Tausend überschritten; mit mehr als 1600 Studenten trat die Universität in das neue Jahrhundert; im Sommersemester 1910 zählte sie 2402 Studenten und 223 Hörer. Mit diesem Bestande bleibt Breslau unter den deutschen Universitäten nur hinter Berlin, München, Leipzig, Bonn und Halle zurück.

Im Laufe des Jahrhunderts hat die Studentenschaft ihren Charakter stark verändert, sie ist arg verweltlicht. Anfangs machten die Theologen beider Konfessionen die Hälfte aus, Ende der zwanziger und Ende der dreißiger Jahre noch 47 %, Mitte der fünfziger 41 %, Mitte der sechziger, achtziger und neunziger Jahre 25—28 %, während des Kulturkampfes in

der Mitte der siebziger Jahre 10 %, 1910 knapp 17 %. Gegenwärtig gibt es etwa ebenso viele evangelische Theologen wie im Gründungsjahre; die katholischen Theologen haben sich vervierfacht, die Juristen versiebenfacht, die Mediziner verneunfacht, die Philosophen — wenn man ihnen, um einen Vergleich zu ermöglichen, wie früher die Zahnärzte zurechnet — verdreißigfacht, obwohl die Gesamtzahl der Studenten nur um das Achtfache gestiegen ist. Gehörte vor hundert Jahren erst der achte Student zur philosophischen Fakultät, so gegenwärtig beinahe jeder zweite: die Philosophen haben also den Platz der Theologen eingenommen. Innerhalb der philosophischen Fakultät haben in den letzten zwei Jahrzehnten die Studenten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer das numerische Übergewicht über Philologen und Historiker erhalten.

Unter allem Wechsel hat aber die Breslauer Studentenschaft vom ersten Tage an bis zur Gegenwart ihren provinziellen Charakter nicht verleugnen können; nur 22 Märker waren 1811 von Frankfurt nach Breslau mit übergesiedelt; im ersten Studienjahre gab es in Breslau mehr Ausländer als Märker. Die Schlesier bildeten 1811: 81 %, 1910: 75 %. Die Provinz Posen stellt gegenwärtig 9 % unserer Studenten. Das neue Jahrhundert hat der Universität die weiblichen Studenten geschenkt; 1910 bildeten sie schon 4,25 % aller Immatrikulierten.

So hat in den hundert Jahren ihres Bestehens die Entwicklung der Universität die kühnsten Hoffnungen ihrer Gründer weit hinter sich gelassen. Die böse Zahlenmasse, die soeben am Auge des Lesers vorbeizog, beweist wohl zur Genüge, welche Opfer aber auch der preußische Staat für die Pflege geistiger Kultur gebracht hat und bringt und bringen wird; daß er sich der Bedeutung der Universität in der deutschen Ostmark voll bewußt ist, verrät die Tatsache, daß Breslau, die viertgrößte preußische Universität, den zweitgrößten Etat besitzt. Der Lehrkörper hat sich vervierfacht, die Studentenzahl verachtfacht, aber — ein Wermutstropfen in den Freudenkelch — am stärksten ist der Universitätshaushalt gewachsen, im Ordinarium allein um das Elfeinhalbfache. Soll sich unsere Universität als Pflegstätte moderner wissenschaftlicher Forschung und Lehre auf ihrer Höhe im Vergleich mit den anderen deutschen und außerdeutschen Hochschulen halten, so wird diese Tendenz noch stärker hervortreten; deshalb müssen sich in Zukunft nicht bloß die Regierung, sondern hauptsächlich nach amerikanischen Muster die leistungsfähigen Schichten unserer Bevölkerung das Wort Trivulzios vor Augen halten: „Tre cose, Sire, ci bisognano preparare, danari, danari et poi danari.“





Phot. Ed. van Delden
H. Goetz

Nordseite der Universität



Phot. Th. Lichtenberg
A. Koelsch

Hof der Universität



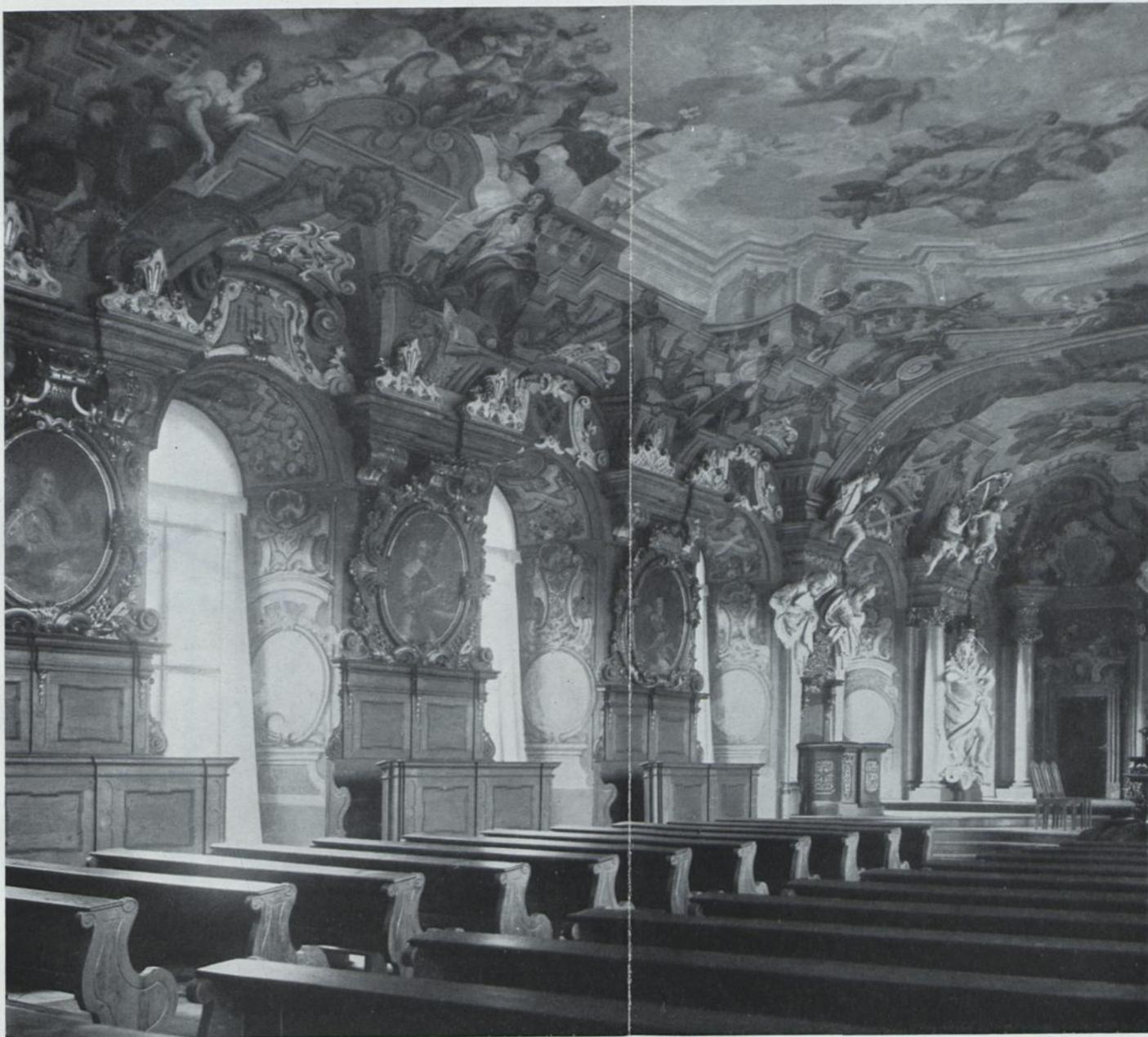
Aula Leopoldina



Musiksaal



Deckengemälde des Musiksaales



Südseite der Aula Leopoldina



Inneres der Matthiaskirche



Nach einem Aquarell von O. Günther-Naumburg
aus der Mappe: „Das malerische Breslau“
Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Südseite der Universität







BIBLIOTEKA GŁÓWNA

350918 L/1